



Landesbibliothek Coburg (70)



022002966654

van Jap. andraal Wendel.

M 12

16180

30

Josua Zippelin's
Ferienreisen.

Honni soit qui mal y pense.



Coburg,
bei Rudolph August Wilhelm Ahl
1812.

X

D IV 12/30

Vorbericht,

in welchem der geehrte Leser Gefahr läuft, zum
Fuchsthurm hinaus gehängt zu werden.

Jeder Mensch hat seine Grillen, und es ist
sonderbar, daß wir unser größtes Glück darin
finden, wenn wir ihnen recht zu Gefallen leben
können. Die Bewohner von Madagaskar haben
daher auch sehr passend Grillen zu ihren Haus-
göttern gewählt. Eine solche Grille sitzt bei ih-
nen in einem schön geflochtenen und mit allerlei
Geschmeide besetzten Korbe, wird mit großer
Sorgfalt gefüttert, und hat alle Kostbarkeiten
des Hausherrn bei sich im Korbe liegen. Auch

wir sind zufrieden, wenn nur unser Glück, unser Reichthum, und was das Leben sonst noch Schönes hat, an unserm Grillenkorbe die Verzierung ausmacht.

Eine Grille, die ich einem solchen Korbe lange gefüttert habe, war der Wunsch zu einer Ferienreise, um wie Ulyß vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt zu haben. Ich meyne nemlich: vieler Menschen Sitte kennen gelernt zu haben, nicht aber erst noch Mores zu lernen, wozu es mit mir zu spät seyn möchte. Denn ich bin zufrieden, wenn mich die Welt unbemerkt vorüber gehen läßt, und was mein seeliges Ende betrifft, so denke ich seeliger zu sterben, als der Satyriker Rabelais, der die Worte: Beati sunt, qui in Domino moriuntur, so verstand, als ob er in einem Domino sterben müsse, welchen er sich auch daher zu diesem Zweck anschafte. Soll ich ja auf dem Todtenbette einen eigenen Mantel anziehen, so wünsche ich mir nicht den Tugendmantel des Horaz, sondern den fleischernen Mantel jener scythischen Völkerschaften, von welchen Plinius und

Pomponius Mela erzählen *) , daß sie so große Ohrläppchen gehabt hätten, daß sie den ganzen Körper damit bedecken konnten. Horaz sagt nemlich, er hülle sich in seine Tugend, wenn ihm Fortuna untreu würde: heut zu Tage giebt es aber selten eine Tugend, die nicht hie und da ein Loch hätte, besonders die der Weiber, und also nur einen schlechten durchlöcherten Mantel abgäbe.

Es ist ein so ganz eigenes Gethu **) um das menschliche Leben, daß man wirklich mehr englische Unterhaltungen in demselben anstellen sollte, als gemeiniglich geschieht. Wenn die Engländer einige Zeit mit einander geplaudert oder gescherzt haben, so herrscht dann eine

*) Auch dem Weltumsegler Pigafetta erzählte ein moluckischer Lotse, daß es in diesen Gewässern eine Insel gebe, deren Bewohner nur spannenlang wären, und so große Ohren hätten, daß ihnen beim Schlafen das eine Ohr zu Unter- und das andere zum Deckbette diene.

**) Von Thun nach der Analogie von Gebrüll, Geheul &c. gebildet.

gänzliche Stille, wobei sie einander ansehen, und welche sie englische Unterhaltung nennen und davon behaupten, daß sie mehr Beweis eines richtigen Verstandes als Geistesmangel sei, die Unterredung fortzusetzen. Eben so sollten wir Europäer nicht immer in unsern Stadtmauern und vier Pfählen allein fortplaudern, sondern dann und wann eine ernsthafte Pause machen, und einander ansehen d. h. herumreisen und sehen, was anderwärts vorgeht. Denn nichts befördert die gegenseitige Toleranz (ich meine nicht die religiöse) mehr, als wenn man gesehen hat, wie's über dem Berge hergeht. Aber man sei nur nicht so verblendet und eingebildet, daß man in fernen Gegenden nichts sieht, als sich selbst in göttlicher Verklärung. Die Weltausmesser Condamine und Bouguer fanden auf dem Berge Pambamarca in Südamerika eine Wolke, die ihnen ihr Schattenbild zeigte, an welchem der Kopf mit einem Strahlenkranze von drei oder vier kleinen concentrischen Kronen, aus den Farben des Regenbogens gebildet, geschmückt war. Eben so glauben die meisten Reisenden in fremden Ländern nichts als das Gewölke der

Thorheit und der Lächerlichkeit zu erblicken, über welchem ihr und ihres Vaterlands Schattenbild in den Farben des Regenbogens und der Vortreflichkeit sternhell funkelt und schimmert.

Nicht auf diese Art gedachte ich zu reisen, sondern mit einem Herzen, an das sich auch fremde Thorheit anschmiegen könnte, ohne feindselig abgestoßen zu werden, daferne sie nur mit meinen eigenen Launen, Thorheiten und Grillen keinen Krieg anfängt. So wie die Dalekarlier in Schweden wegen der vielen Dienste, die sie der Regierung geleistet haben, und wegen ihres Patriotismus das Vorrecht genießen, den König, wo sie ihn auch immer treffen mögen, bei der Hand zu fassen, so darf jeder die meinige ergreifen und eines freundlichen Gegendrucks versichert seyn, der so patriotisch gegen mich denken will, daß er über meine eigenen Ansichten des Lebens oder den Standpunct, den ich darin fassen möchte, nicht die Nase rümpft. Denn wenn es mir begegnet wäre, daß ich gerade auf den Tag des Jahrs nach Riedlingen an der Donau gekommen wäre, wo alles, was Peitschen füh-

ren kann, von frühem Morgen an bis zu Sonnenuntergang aus Leibeskräften knallt und peitscht, so würde ich keine Mine deshalb verzogen, sondern den Leuten ihren Spaß vergönnt haben, selbst auf den Fall, daß ich einen Schlagaderbruch davon getragen hätte, wie man dieses als häufige Folge jener Sitte angiebt. Wenn die Vorsehung den Menschen dann und wann Geißeln zuschickt, so muß ja jeder den Rücken dazu hinhalten, und also ist's gut, wenn man sich vorher wenigstens an das Knallen gewöhnt hat.

Das Reisen ist aber eine Sache, die so leicht nicht getrieben werden kann. In Persis war es gewöhnlich, daß die Könige, wenn sie dahin kamen, jeder Frau ein Goldstück gaben, weswegen einige sehr oft, Dschus aber nicht ein einzigesmal nach Persis gekommen sind. Mir gieng es auch wie diesen Königen, daß ich aus Mangel an Goldstücken zu Trinkgeldern für die schönen Kellerinnen, Stuben- und Hausmädchen fremder Wirthshäuser nicht so oft reisen konnte, als ich wollte. In den alten Zeiten Deutschlands konnte man als Wallfahrer und

— 9 —

Pilgrimm ohne Geld allenthalben hinreisen, denn man wurde freigehalten, aber jetzt tragen die Frauenzimmer Pilgrimsträgen (Pelerinen), und doch kommt man ohne Trinkgeld bei ihnen nicht durch, und erst folgend die Hausknechte, die Postillions, die Wirth, o! da gehört viel Geld dazu, wenn sie keine Einwendungen gegen die Wallfahrt eines ehrlichen Schulmannes anstellen sollte.

Nun ist's also heraus, lieber Leser, daß ich, Josua Zipplein genannt, ein Schullehrer und Schulmeister bin. Ich gestehe diesen meinen Stand so gerne nicht ein, als Du vielleicht erwartest, denn ich weiß es aus zu häufiger Erfahrung, daß sich die Welt unter einem Schulmanne nur einen verkrüppelten, verkümmerten und mürrischen Pedanten vorstellt. Mein Vater stellte mir dies häufig vor, und rieth mir lieber ein Pfarrherr zu werden, aber ich bewies ihm aus Müllers Geographie, daß die Pfarrer in dem nordamerikanischen Staate Virginien nur mit Tabak bezahlt werden, und daß man sie aus Nachahmung endlich in Europa gar nur mit der freien Luft honoriren dürfte, (denn wenn

einer von bloßem Tabaksrauch leben kann, so kann ja ein anderer leicht auch von der bloßen Luft leben), und da mein Vater von den Finanzministern keine vortheilhafte Idee hatte, so ließ er mir meinen Willen. Der gute Mann hat Recht gehabt. Aber so ist die Jugend, daß sie immer nur mit ihrem eigenen Schaden klug werden will, und an Täuschungen ihrer Erwartungen gar nicht denkt. So scheint denjenigen, welche in der Wüste zwischen Syrien und Aegypten reisen, die Oberfläche oft dem Wasser täuschend ähnlich, die Schatten der Kameele spiegeln sich wie auf einer Wasserfläche, die entfernten großen Sandhügel gleichen Wolken, und die kleinern sehen Schiffen ähnlich, die mit vollen Seegeln auf spiegelnder See vor Anker liegen: die Reisenden eilen von Durst und Hoffnung getrieben näher, und es zeigt sich, daß das Ganze ein optischer Betrug war.

Kang-Schi, der zweite Kaiser der jetzt in China herrschenden Dynastie, hatte eine solche Liebe zu logarithmischen Tafeln, daß er sie allezeit von seinem Gürtel herabhängend bei sich

trug. Manchmal, wenn ich einen ganzen Arm voll Schulbücher herumtrage, fällt es mir ein, eben so stolz zu seyn, als ob ich chinesischer Kaiser wäre. Die Einbildung thut viel in der Welt. So that einst ein englischer Jude, bloß aus der Absicht, um nach seinem Tode in Abrahams Schooß zu liegen, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande, brachte sich einige Kasten mit heiliger Erde aus Jerusalem mit, und ließ sich damit sein Grab ausfüllen und den Sarg, soweit es reichte, damit überschütten: nun ruhte er gewiß in Abrahams Schooß! Gleichergestalt bilden sich viele Schullehrer ein, die Schooßhündchen ihrer Regierungen zu seyn, und sind selig in diesem Glauben. Man lasse jedem Narren seine Kappe!

Also lasse man mich ungestört Schullehrer oder Rector scholae seyn. Wer mich genauer kennen lernen will, wird bald finden, daß ich ausser meinem Beruf so sehr Mensch und menschlich bin, als möglich ist. Ich habe auch andere Dinge als Declinationen, Conjugationen und lateinische Vocabeln im Kopfe. So streng bin

ich nicht für mein Schulfach eingenommen, daß ich den Schulstaub überall mit anbrächte, wie die englischen Methodisten den Namen Gottes. So schrieb ein methodistischer Fleischer an seinen Laden: „Hier verkauft man gekochte Schaafsköpfe, und sie sind jeden Abend zu haben, so Gott will.“ Ich werde niemanden einen Schaafskopf nennen, denn ich bediene mich selbst gegen meine Schüler dieses Namens nicht, und was sonstige Schulfuchseriei betrifft, so soll man mir wenigstens nicht mehr davon nachzusehen haben als dem berühmten Linne, der von seiner Botanik so eingenommen war, daß er glaubte, das allergrößte Wunder, welches die Natur hervorgebracht habe, sei die Pelorie gewesen, eine — — monströse Varietät des leinartigen Löwenmauls, d. h. also, nur eine eigens gebildete Pflanzentart!

Ich werde Dich nicht damit belästigen, geehrter Leser, daß ich Dir alle Kleinlichkeiten, welche ich auf meiner Reise erlebte, haarscharf hererzähle, wie die allermeisten Reisenden thun. Viele, ja die meisten unserer Reisenden, welche

von ihren Kreuz- und Queerzügen umständliche
Bülletins herausgeben, scheinen von dem Leser
zu glauben, daß er ein Leibeserbe des Salomon
Attefield's sei. Dieser Salomon Attefield erhielt
nemlich vom Könige Johann in England ver-
schiedene Grundstücke mit der Bedingung, daß
er und seine Lehnserben verbunden seyn sollten,
den König, wenn er über das Meer gieng, zu
begleiten, und ihm den Kopf zu halten, wenn
ihm übel würde. So wie dieser Lehnsdienst un-
ter König Eduard wirklich geleistet worden ist,
so wollen auch die Reisebeschreiber, der Leser soll
ihnen als Lehnsman dienen, wenn sie über Land
gehen, und ihnen den Kopf halten, wenn ihnen,
wie es so oft geschieht, übel wird. Ich verlan-
ge solches nicht, dafür erhältst Du aber auch
nur die Hauptscenen meiner Reise geschildert,
und damit Dir nicht übel wird, will ich sie Dir
mit allerlei bunten Geschichten und Scherzen ver-
brämen. Nur sei so bieder, und nimm alles
ohne bösen Leumund hin. Denn wenn ich Dich
darüber ertappe, daß Du mir solchen machst, so
hänge ich Dich wie den Grafen Bettin zur Stra-
ße von dem Fuchsthurm hinaus. Auf diesem

Fuchsthurm bei Jena, sonst Schloß Kirchberg genannt, wurde bekanntlich bemeldeter Graf Conrad von Wettin als Gefangener von dem Markgrafen Heinrich in einen eisernen Bettkasten oder Käfig gesteckt, und darin fast ein Jahr lang zum Thurne hinausgehängt, bis Heinrich im Jahre 1127 zu Gleburg starb.

Es hat mich freilich verdrossen, daß unsere Tagessflugblätter (so übersehe ich Journale, und denke dabei an die Eintagsfliegen), z. B. das Morgenblatt, die elegante Zeitung und andere, von mir keine Notiz genommen, und mich unter den merkwürdigen Reisenden, berühmten Declamatoren, und exemplarischen Schulmännern in den Correspondenznachrichten nicht aufgeführt haben, indessen mag die Schuld mit daran liegen, daß ich nicht durch jene Orte Deutschlands gekommen bin, über welche keine fremde Rache laufen darf, ohne sogleich als Merkwürdigkeit in den Tagesschriften ausgestellt zu werden. Wäre ich durch Berlin, Weimar und Dresden u. passirt, so wäre nunmehr mein Glück gemacht, und mein Ruhm gebaden, mancher armseelige Cor-

respondenzschreiber hätte sich seine Paar Kreuzer an mir armen Schulmanne verdient, und mich dafür mit vollen Backen gelobt! Indessen tröste ich mich damit, daß in Deutschland viel Großes und Herrliches geschieht, was über den Horizont der Journal-Correspondenten liegt, und daher auch von ihnen weder bemerkt noch beschnüffelt wird, und so kann mir's fast eine Ehre seyn, daß meiner die Journale nicht gedachten. Ueberhaupt ist es mit der literarischen Celebrität in Deutschland ein ganz eigenes Ding. Wer nichts bei Herrn Cotta verlegt, sich vor den Göttingern in aller Demuth nicht bückt, den Herrn Hofrath Böttger nicht auf seiner Seite hat, die jugendlichen heidelberger Recensenten nicht für Matadoren der Kritiker hält, nicht zu den jenaischen Phantasten gehört, keine Luise geschrieben und darauf katholisch geworden ist, bei keinem Kronprinzen Hofmeister war u. s. w. wird nie zu einer Papiercelebrität in Deutschland gelangen.

Erstes Kapitel,

wie Herr Zippsein auf einem stätischem Schimmel
die Reise antritt, und nicht eher vom Flecke kommt,
bis ein Juder Heu vor ihm herfährt.

Ein alter Aberglaube besagt, daß, wenn sich
der Jäger der venerischen Dinge zu sehr befleißigt,
er im Jagen unglücklich werde: ihm soll
das Wild entlaufen, die Büchse versagen, und
Pferde und Hunde bei ihm abnehmen.

Ich habe von jeher so viel als möglich mein
Faß in Ehren zu halten gesucht, und daher war
mir auch nicht bange, daß mir auf meiner inquisi-
torischen

istorischen Reisejagd das Bild entlaufen würde. Ich kann mir auch keinen größern Verdruß vorstellen, als wenn man auf Abentheuer Jagd machen will, und kein solches Bild zu Gesichte bekommt, oder wenn einem gar die Büchse in dem Augenblick versagt, wo sich ein tüchtiger Fang machen ließe, sei's auf der Hirschbürsche oder auf dem Schnepfenstrich. Aber jene Enthaltung von venerischen Dingen ist noch nicht genug, um der Jagd ein gutes Gedeihen zu geben, denn dazu muß einem, wenn man zu Holze zieht, eine Jungfer, ein Wolf, ein Fuchs und ein Raube begegnen: fehlen diese, so ist schon wenig Glück zu hoffen, und begegnet einem gar ein altes Weib, ein Kepphuhn oder ein anderer Vogel, dann ist vollends nichts als Mißgeschick vor der Nase.

Ein wenig Aberglauben schadet im Leben gar nichts, und es hat mir immer viel Vergnügen gemacht, wenn mir mein Nachbar, der Pastetenbäcker, von seiner Gesellenwanderschaft erzählte, wie er da auf den Kreuzwegen seinen dreispitzigen Hut vor sich hingeworfen, und dann

Diejenige Straße gezogen sei, auf welche die Schnauze oder Hauptdecke des Huts hindeutete. Aber es ist ärgerlich, wenn man gern abergläubisch wäre, und der Stand und die Reputation lassen dieses nicht zu. Dem Horaz macht es keine Schande, wenn er wünscht, daß seiner geliebten Galatea kein Ribiß und keine trachtige Hündinn und Wölfinn bei ihrem Ausflug in die Welt (man sieht, bei den Alten gab es sogar reisende Frauenzimmer!) begegnen möge. Aber einem Ausleger und Erklärer des Horaz, einem Magister Zipplein, würde es die deutende und erklärende Welt sehr übel nehmen, wenn er an dergleichen Vorbedeutungen glauben wollte; höchstens möchte es hingehen, wenn er die Nothheiligen anriefe, und sich vom heiligen Johann und Paul gegen den Hagel, und vom h. Agathe und Florian gegen den Strahl schützen ließe: wollte er aber etwa ein Nothhemde anziehen, um sich damit gegen die Kugeln und Hiebe der Räuber und Banditten fest zu machen, so wäre es eben so viel, als wenn er sich freiwillig vor der gebildeten Welt auf den Pranger stellte.

Als ich also auf meine Genie-Reise auszog, gab ich weder auf Jungfern noch Füchse Acht, machte aber meine Glossen über beide. Wirkliche Jungfern waren von jeher so geehrt, daß man sogar behauptete, wer ihr Sinnbild, den Smaragd, anrührte und sein Faß nicht in Ehren gehalten habe, mache den Stein von selbst brechen. Aber wie reimt sich nun hierzu der Fuchs? Etwa weil man, um sich bei Jungfern einzuführen, so gewandt und schmeichelnd wie ein Fuchs seyn muß? Einen Wolf zu erblicken erwartete ich weniger, als mir einen zu reiten, denn es konnte mir leicht wie den Arkadiern ergehen, die sich nach Plinius und Pausanias Bericht in Wölfe verwandelten, wenn sie über einen gewissen Sumpf giengen: ich durfte nur die Beine über einen Gaul hängen, so konnte ich wo nicht selbst ein Wolf seyn, doch einen Wolf haben. Die Raben aber wollte ich mit dem heiligen Cyprian lieber für Sinnbilder der Ketzer, als mit dem Horaz für Gegenbilder der Regenschirme halten, wenn sie mir begegneten, denn auf der Reise macht einem ein Ketzer weniger zu schaffen als ein tüchtiger Regenguß.

Leonhard Coqueus, seligen Andenkens, behauptete, der liebe Herr Gott habe unsere Gegenfüßler von Engeln über das Meer nach Amerika tragen lassen, so wie sie auch Löwen, Wölfe und Pantherthiere in die entferntesten Inseln transportirt, und dadurch überall die gehörige Bevölkerung hergestellt hätten. Diese himmlische Extrapost ist aber nun so sehr aus der Mode gekommen, daß selbst kein Magister mehr von den Engeln beim Schopf ergriffen und über Land und Meer getragen wird: vielmehr läßt sie der Himmel gerne zu Fuß gehen, wie den großen Christophel. Ich mußte mich also bei meiner vorhabenden Reise durchaus auf mich selbst verlassen, nemlich zuerst auf mein Geld, um damit zu reiten und zu fahren, und für's zweite auf meine Füße, wenn das Geld nicht zureichte. Doch nahm ich mir nicht eben vor es so zu machen, wie manche Leute, welche anfangs in der Jugend fahren und reiten und endlich im Alter zu Fuß gehen, sondern ich wollte alles nach der Lage der Gegenden reizend auf einander folgen lassen, indem ich glaubte, einem Fußgänger müsse in schönen Defileen weit mehr Lustiges begeg-

nen als einem Reuter und Fahren den auf der Heerstraße. Zwar hatte ich ein Felleisen mit einigen Habseeligkeiten zum Reisegefährten bestimmt, aber dieß ließ sich leicht durch Boten weiter bringen.

Nachdem ich nun meine Reise fest bestimmt und den Abfahrtstag anberaumt hatte, kam meine alte Haushälterin Susanna mit der Nachricht nach Hause, daß im hiesigen Gasthose zum Sauflübel ein Schimmel stehe, welcher nach Pfefferberg, einem auf meiner nächsten Reiseroute liegenden Marktflecken, gebracht werden solle, und daß ich ihn umsonst oder gratis bis dahin benützen könne. Wer war froher als ich! Sogleich ließ ich Arrest auf den Schimmel schlagen, und den folgenden Tag sah mich unsre gute Stadt Schnackenburg bei guter Frühzeit auf diesem Rosinante zum Thor hinaus auf Abenteuer ausreiten.

Seit dem scharfsinnigen Ritter Don Quixotte, mit dem Zunamen von der traurigen Gestalt, ist es nun einmal Mode gewor-

Den, daß allen Rittern, welche in den neuern Zeiten auf Abenteuer ausreiten, wo nicht ein Sancho Pansa auf einem Esel, doch sonst der Narr hinterher traben muß. Ich nahm mich daher sehr in Acht, daß mir nicht etwa auch eine solche Begleitung als Arriergarde auf meinem Reise-Heer-Zug nachtrabte, und that mir im Gegentheil auf das stattliche Aussehen meiner Cavalcade etwas zu Gute. Mein Schimmel mußte nemlich außer meiner eigenen Person auch ein complettes Schlittengeschirr, mit Büschen, Quasten, Federn, Schellen u. s. w. mit nach Pfefferberg tragen, und dies zierte mich und ihn so sehr, daß alle Leute auf dem Wege stehen blieben, und uns voll Verwunderung wie lange nachsahen. Mein Gepäck war in einem Mantelsack hinter dem Sattel aufgebunden, nur hingen ein Paar Beinkleider von mir, die ich beim Einpacken vergessen hatte und doch auf der Reise brauchte, am Sattelsknopf herab.

Bald bemerkte ich, daß ich in den allgemeinen Fehler aller Mannspersonen verfallen sei, daß sich jeder nemlich für einen um so bessern

Reuter hält, ein je schlechterer er ist. Ich hatte geglaubt, daß Reiten verstehe sich und gehe von selbst, aber mein Schimmel brachte mich bald von dieser schönen Idee zurück, denn so oft ich auf einen Kreuzweg kam, hatte ich meine Ansechtung mit dem eigensinnigen Thiere, weil er immer anderswo hinaus wollte, als ich. Was noch mehr war, er schnellte mir die Zügel aus der Faust, und fieng nach Herzenslust an, zu weiden und zu grasen. Alles Zurufen und Spornen half nichts, denn er machte sich nicht das Mindeste aus seinem Reuter.

Indem ich also ein ruhiger Zuschauer und Beisitzer bei der offenen Tafel meines Rosinante war, hatte ich Muße genug, über die Reitkunst der Alten und Neuern meine Betrachtungen anzustellen. Aus meinen Erfahrungen bemerkte ich, daß die Alten uns in der Dressirung der Pferde bei weitem überlegen waren. Die Sybariten z. B. richteten ihre Pferde sogar zum Tanzen ab, und brachten es hierin soweit, daß ihre ganze Cavallerie dergleichen tanzende Pferde hatte. Die Crotoniaten, ihre Feinde, bedienten sich

dieses Umstandes, um die sybaritische Cavallerie zu besiegen. Sie ließen ihren Trompetern insgeheim diejenige Musik lernen, nach welcher die Pferde ihrer Feinde zu tanzen pflegten. Als nun einst die sybaritische Cavallerie zum Einhauen herbeisprengte, bließen die crotoniatischen Trompeter den sybaritischen Pferdetanz, worauf die Pferde der Sybariten anfiengen zu tanzen, ihren Reutern die Möglichkeit benahmen, sich gegen die Crotoniaten zu wehren, und so die Schlacht für die Sybariten verlohren gehen machten. — Dagegen vermag nun ein moderner Reuter, wie ich, einen widerspenstigen Schimmel nicht einmal durch die kräftigsten mechanischen Mittel zum Fortgehen, ich will vom Tanzen gar nichts sagen, zu bewegen.

Ja, du göttliche Musik, du bändigtest des Alterthums rohe wilde Wesen, und risset in dem Strom deiner Töne alles mit dir fort. Aber ein Magister Zipplein der neuern Zeit mag einem ungehorsamen Schimmel so viel vorpfeifen und singen, als er will, die rohe Bestie rührt sich deshalb um keinen Schritt vorwärts! Als ich

Dieses gesagt hatte, kam, wie von der Vorsehung geschickt, ein Fuder Heu hinter mir her gefahren und an mir vorbei. Mein Schimmel witterte den Fraß, raste sich auf, lief fressend hinter dem Heuwagen her, und da ich und der Heuwagen einerlei Weg hatten, so kam ich damit weiter, als mit einem sybaritischen Pferd-
liedchen.

Seit der Zeit lasse ich mich nicht von dem festen Glauben abbringen, daß Gelehrte und Schulmänner mit mehr Ehre Steckenpferde als wirkliche Klepper, Zelter, Mähren und Streitrosse reiten können. Denn in puncto der Steckenpferde bin ich mit Hn. Tristram Schandi der Meinung, daß es niemanden etwas angehe, wenn ein Mann sein Steckenpferd auf der Heerstraße ruhig und friedsam fortreitet, und niemanden zwingt, hinter ihm aufzusteigen; deswegen mag auch ein zweiter Dr. Runastrofius ohne alle Einwendungen von meiner Seite bei müßigen Stunden wiederum daran Vergnügen finden, Eselschwänze klar zu kämmen, und die tauben Haare mit seinen Zähnen auszurupfen. Es kommt

nur alles auf die Positur an, die man auf einem solchen Steckenflepper annimmt. Man schlendere seinen Judentrapp fort, und denke an Carl den Zwölften von Schweden, der in demselben Momente, wo er von den Türken mit Gewalt fortgejagt und ganz ruinirt und erschöpft war, sich von seinem Gesandten bei Ludwig dem Bierzehnten das Ceremoniel des prachtvollen französischen Hofes mittheilen ließ, um es sogleich bei seiner jämmerlichen Majestät einzuführen. Das heißt doch sich in Positur setzen! Man nehme ein Beispiel daran.

Nachdem ich in Pfefferberg meinen Schimmel getreulich überliefert hatte (sobald er in der Stadt war, wußte er selbst, wo er einzufahren hatte, und machte mir in sofern keine weitere Bemühung), mich ein wenig erholt und sonst die Merkwürdigkeiten des Orts besehen hatte, überlegte ich, wohin ich weiter reisen, und auf welche Art die Reise fortgesetzt werden sollte. Ich hatte einen Abscheu vor dem Reiten bekommen, und da mir der Fußweg auf

Hamsterfeld zu ausserordentlich reizend beschrieben wurde, so gab ich meine Bagage auf die Landkutsche, und reiste des andern Morgens früh zu Fuße auf obenbemerkte Stadt zu.

Zweites Kapitel.

Die Gevatterschaft bei den Zigeunern, wobei Herr Zipplein mit Dreschflegeln und Polizeigewalten in Collision kommt.

Ich war auf meiner Fußreise nach Hamsterfeld einige Stunden vorwärts gekommen, als mich im Walde ein ganzer Haufe Zigeunerfinder umringte. Die einen bettelten mich an, andere wollten mir wahrsagen, und wieder andere (besonders Mädchen) suchten mich durch Tanzen und Radschlagen zu ergötzen. Die rollenden großen Augen dieser Kinder, ihre fremdartigen Gesichtsbildungen, ihre anscheinende Zufriedenheit mit

ihrem zersezten Aeussern, ihr eigenes Benehmen ergözte mich.

Bald trat ein älterer Zigeuner ebenfalls an mich heran, und bat mich mit ziemlicher Aufrichtigkeit, ihm bei seinem Kinde zu Gevatter zu stehen. Er hätte sich vorgenommen, sagte er, den ersten besten freundlichen Herrn, der heute hier vorbei käme, um diese Gunst zu ersuchen. Fast glaubte ich, ich hätte einige zigeunerische Züge auf meinem Schulmeistergesicht, welche dem Zigeuner einen Verwandten in mir hätten erblicken lassen, als er meine Besorgnisse dadurch hob, daß er hinzu setzte, es sei gewöhnlich bei seiner Nation, daß fremde vornehme Herren bei ihnen zu Gevatter ständen. Der Mann hatte mich beim rechten Flect ergriffen. Ein fremder vornehmer Herr that mir wohl, das Ungewöhnliche des Vorfalls versprach mir etwas extra fein Romantisches, und ich sagte also ja.

Der Herr Gevatter transportirte mich nun dem Zigeunerlager zu, das in einiger Entfernung aufgeschlagen war. Einige lumpigte Zelte,

einige grasende Esel, einige Hunde, und ein Wirrwar von Töpfen, Lumpen, Blasebälgen, alten Kesseln, Feuerstätten, Kuh- und Ochsen-
schwänzen, nackten Kindern, Holz und dergleichen präsentirten sich. Bald krochen auch andere Zigeuner und Zigeunerinnen aus den Zel-
ten hervor, auch kam mir die Frau Gevatter ent-
gegen. Sie rauchte ein Pfeifchen Tabak, machte
sich sogleich über meine Hand her, und entdeckte
in ihren Linien sehr Vieles, was mir schmeicheln
mußte, unter andern auch, daß ich ein reicher
und freigebiger Herr sei.

Die Zigeuner fingen nun insgesammt mit
einander so eifrig in ihrer Sprache zu plaudern
an, daß mir nicht wohl zu Muthe ward. Ich
glaubte, sie hätten mich hierher gelockt, um mich
zu ermorden, und entschloß mich, mein Leben
so theuer als möglich zu verkaufen und mit dem
blanken Hirschfänger in der Hand zu sterben.
(Denn ich muß nachtragen, daß ich eine sol-
che Waffe von Hause aus mitgenommen hatte.)
Doch fiengen sie endlich an, wieder deutsch zu
sprechen, die Frau Gevatter brachte das Path-

chen, und der Herr Bevatter sagte mir, die Taufe solle sogleich vor sich gehen, und mich möchte nur noch so lange warten, bis sie sich angekleidet hätten, um in Prozession ins nächste Dorf zu ziehen, wo die heilige Handlung geschehen solle, indem der Herr Pfarrer schon bestellt sei.

Ich beschenkte in der Zwischenzeit, während welcher die schwarzen Herren und Damen ihre Toilette machten, und ich also müßig da stand, die Kinder, besah die ganze Zelt- und Wagenburg näher, und machte meine Glossen:

O Menschheit in welchen wunderbaren Formen erscheinst du, rief ich aus! Hier bin ich in der Mitte eines Volks, das größere Extreme der Hoheit und Niedrigkeit darstellt, als die sich so vornehm dünkenden Germanen. In Aleppo säugen, wie Niebuhr im deutschen Museum (Jul. 1784) berichtet, Zigeunerinnen die jungen Hunde englischer Kaufleute, und in Ungarn tödtete sich im Jahre 1774 ein Zigeuner, um wie Rato die Freiheit seines Volks nicht zu überleben, die er durch Josephs II. Anordnungen gestürzt glaubte. Lassen sich größere Extreme denken? Bringt

mir nicht etwa Großbritannien vor: ich sehe in diesem Lande der angeblichen Freiheit jene gemeinen Menschen um die Zollämter herum schleichen, welche man die verdammten Seelen nennt, weil sie um einen bestimmten Preis Meineide für die englischen Kaufleute schwören. Der Apostel der Deutschen, Bonifacius, gab sich einst alle Mühe, um Christenthum zu verbreiten und Kirchen zu stiften; ja, er hohlte sogar einst bei dem Papste ein Gutachten darüber ein, wenn es den Deutschen erlaubt sei, Speck zu essen. Sind wir Deutsche denn nun in moralischer Hinsicht viel besser, als die Zigeuner, von denen bei den Wallachen in Siebenbürgen das Sprichwort geht, daß ihre (der Zigeuner) Kirche aus Speck gebaut und von den Hunden gefressen worden sei? Eine Gemeinde Deutschlands baute, wie Möser berichtet, einst einen Galgen, und sagte, als eine fremde Gemeinde einen Missethäter daran hängen wollte: Dieser Galgen ist nur für uns und unsere Kinder. Sind denn die Zigeuner nun nicht viel gescheider, als wir Deutsche, von denen Grellmann folgende Geschichte erzählt: „Ein Zigeu-

Zigeuner bat sich vor seinem Tode zu besondern Gnaden aus, daß man ihn nicht mit dem Gesichte nach der Heerstraße zu hängen möchte, weil immer viele Bekannte da vorbei giengen, vor denen er sich alsdann schämen müßte, wenn sie ihn am Galgen erblickten. Als ein andermal die Verwandten dessen, der so eben auch diesen Weg geführt wurde, an den Stellungen und Reden des armen Sünderß merkten, wie ungern er daran wolle, und daß er ganz und gar nicht Liebhaber vom Hängen wäre, wendeten sie sich mit folgender sehr gegründeten Erinnerung an die Beamten und Gerichtspersonen: „Nöthigt doch, ihr Herren, einen Menschen nicht mit Gewalt zu einer Sache, wozu er, wie ihr sehet, nicht die geringste Lust und Neigung hat.“ Das gefällt mir viel besser, als daß ein Freihofsbesitzer jährlich ein Faß Bier und einen Schinken liefern mußte, um von jener obenbenannten Gemeinde unter ihre Galgenfamilien aufgenommen zu werden.

Wir civilisirten Europäer haben Feuer-, Dorf-, Brau-, Forst-, Wald-, Hof-, Kleider-,

Kloster-, Lebens-, Markt-, Post-, Feld-, Fisch-,
Rang-, Kirchen-, Lehens- und Mühl-
. Ordnungen, und sind
dennoch zu Hause wie im Staate oft in der größ-
ten Unordnung. Die Natur hat dagegen den Zi-
geuner allein geordnet und er weiß sich ohne alle
jene europäischen Ordnungen in die Welt zu fin-
den: aber seine Könige tragen auch die besten
Scepter von der Welt, nemlich eine Peitsche
um den Leib, womit sie ihre nachlässigen
Staatsbürger sogleich stehenden Fußes durchar-
beiten, und so sich und jenen die Qual der Proz-
esse ersparen. Sagt nicht, die Natur habe die
Zigeuner durch ihre schwarze Farbe zu Auswürfs-
lingen der Menschheit gebrandmarkt. Das ist
bloß lokal, und schreibt sich von der asiati-
schen Sonne noch her, wie bei euch Europäern
eine schöne weiße Haut nur in den nebligten Län-
dern gefunden wird. Sagt doch selbst ein euro-
päischer Reisender: „Die Menge schöner Köpfe
unter dem englischen Frauenzimmer, die glän-
zend weiße Haut, die regelmäßigen Züge, der
frische Teint, alles ist entzückend, und führt
auf die Vermuthung, daß der nebligte Himmel

der Schönheit des Frauenzimmers eben so günstig ist, als dem frischen grünen Ansehen des Rasens."

Freilich haben die Zigeuner noch keinen einzigen Mann zu der großen Armee gestellt, welche in Europa — — Bücher schreibt. Aber hat uns denn unsere ganze Literatur um ein Härchen dem Ziele eines schönen, ruhigen, beglückten Lebens näher gebracht? Ich vergleiche daher uns gelehrte Europäer, besonders deutschen Antheils, sehr gerne mit jenem Reh, das ein ganzes philosophisches Heft fraß, und doch nur — — ein Reh blieb. Der Missionär Dobrizhofer schreibt nemlich von einem gezähmten Reh in Südamerika, das am liebsten Papier fraß. Meine Hefte über die Philosophie, sagt er, die uns der Lehrer dictirt hatte, fraß es gänzlich, und als es einst davon gelaufen war, war nur allein Papier die Lockspeise, es wieder zu bekommen. Ein Blatt nach dem andern verzehrte es, bis es wieder gefangen wurde. — Solche philosophische Rehe sind wir Deutsche, aber dafür erzählen unsere Jahrbücher auch folgende schöne Geschichten:

„In einer westphälischen Stadt, die einem geistlichen Stifte gehörte, brachten die Bauern einen Zigeuner ein, den sie auf dem Lande aufgetrieben hatten. Er wurde, vorhandenen Landesverordnungen gemäß, gestäupt, man ließ ihm die Urfehde schwören und brachte ihn sodann über die Grenze mit der Bedrohung, gehängt zu werden, wofern er sich abermals auf diesem Boden betreten ließ. Nach einigen Tagen wurde er an einem zweiten Orte auf ähnliche Weise behandelt: und da ihm bald darauf ein Gleiches auch an einem dritten Orte widerfuhr, gieng er geraden Wegs zu den Richtern des erstern Orts zurück, und bat durch den verheißenen Strick von einer Welt erlöst zu werden, wo er das Unglück hatte, unter lebendige Geschöpfe zu gehören. S. Berlin. Monatsschrift 1783.“ Und Rüdiger (in seinem Zuwachs der Sprachkunde erzählt), daß einst bei einer großen Jagd eines kleinen Hofes am Rhein eine Zigeunerin nebst ihrem Kinde gleich einem Stück Wild erschossen wurde!

Mein Zipplein, fuhr ich fort, es macht deinem Herzen ewig Ehre, daß du nur deis-

nem Gefühle gefolgt bist, und einem armen verfolgten Bruder eine christliche Gefälligkeit nicht abgeschlagen hast. Laß den großen Troß der Weltleute immer höhnißch über deine Zigeunergevatterschaft lächeln: dich erhebt der Gedanke, der ehrwürdigen Gesellschaft Jesu Christi einen kleinen Josua zugebracht zu haben. Nein

Hier unterbrach mich der Herr Gevatter Betschuer (auf Deutsch Langsam, wie er seinen Namen übersezte), indem er in vollem Staate, freilich auf gut zigeunerisch, höflichst vor mich trat, und mir ankündigte, die Taufgesellschaft wolle sich auf den Weg machen. Er hatte einen rothen, mit weißen Schnüren und Knöpfen verzierten Husarenpelz an, und trug darunter eine grün und schwarzgefleckte zeuchene Weste von altmodischem Schnitt mit großen Schößen [gerade so, wie sie der verstorbene Hofrath Kästner in Göttingen zu tragen pflegte]; gelbe, etwas schmutzige lederne Hosen, unter welchen zerflickte blaue Strümpfe hervorragten, zierten seine Beine, und an den Füßen schlapperten ein Paar alte Schuhe: das Haupt deckte eine sammetene Nebel-

Kappe, dergleichen die Dorfpfarrer sonst häufig trugen. Vor seinem Zelte war auch eine Partie eben so stattlich gepuzter Zigeuner zusammengekommen, welche uns beim Abmarsch begleitete. Das Weib, welches das Pathchen trug, hatte ein Paar weite Hosen an, und ein leinenes Tuch um den Oberleib geschlagen; die Füße waren in Lumpen eingenäht, aber auf dem Kopfe trug sie eine goldene Haube, auch fehlte es ihr an Ohrringen und großen Schönplästerchen nicht. Der Weg in die Kirche war so weit nicht, die Taufe gieng bald vor sich, das Kind erhielt meinen Namen Josua, ich zahlte, wie billig, die jura stolae, und so kamen wir bald wieder ins Zigeuner Lager zurück.

Ich schenkte meinem Zigeunerpathchen einige Laubthaler zum Pathengeschenk, was die Eltern in eine sehr gute Stimmung versetzte. Während wir in der Kirche gewesen waren, hatte die Frau Gevatter bereits Anstalten gemacht, um den Nachmittag recht festlich zu begehen. Es brannten mehrere Feuer, an welchen Hühner und Gänse, auch etliche Hamster und Kaninchen auf ho-

merische Art, d. h. auf bloßen Stecken aufgespießt, gebraten wurden. An andern Stellen wurden Eyerfuchen auf orientalische Art gebacken; das Holz wurde nemlich ganz abgebrannt, und in die glimmende Asche der Kuchen gelegt und so gebacken. Ein Schlauch aus einer Ziegenhaut, mit Brantwein ganz angefüllt, wurde herbeigeschleppt. Dieß war das Signal, das Fest zu beginnen, denn nun setzten wir uns alle auf die Erde nieder (der Zigeuner hat keine Stühle und Tische), rauchten Tabak und tranken in der Reihe herum den Schlauch mit einem silbernen Becher aus. Einige Zigeuner brachten auch einige Geigen und ein Hackbret oder Cymbal hervor, machten der Gesellschaft Musik, und die jungen Mädchen tanzten dazu. Ich that fleißig Bescheid, und fand die frischgebackenen Eyerfuchen gar nicht übel. Die Gesellschaft wurde immer munterer, die Mädchen tanzten immer freier, die Herren und Damen wurden immer vertrauter, schon wurde das Schaaffell auf die Erde gebreitet, das statt des Tisches und der Schüsseln für die Braten dienen sollte, als auf einmal die Hunde anfiengen zu bellen, und wir von einer ganzen

Menge Bauern umringt wurden, welche mit Dreschflegeln unbarmherzig auf die ganze Gevater- und Zigeunerschaft hinein prügelten.

Die Weiber fiengen theils an zu heulen, theils ihre eigenen Kinder zu ergreifen und sich damit wie mit Schilden zu schützen, oder auch sogar damit drein zu schlagen; die Männer zogen schnell ihre guten Kleider aus, ergriffen Prügel, und wehrten sich; ich zog meinen Hirschfänger, und wollte meine Tapferkeit sehen lassen; schon hatte sich das Gefecht auf allen Puncten der Linie engagirt: als eine Gerichtsperson noch darzu kam, uns zurief, uns zu ergeben, und diesem Zuruf durch einige Polizeisoldaten noch mehr Gewicht gab, welche uns wie ein Blitz entwasfnet hatten, denn aus Respect vor der Staatsgewalt hatte ich selbst meinen Hirschfänger übergeben, ehe ich noch Blut damit vergossen hatte.

Jetzt wurde auf Befehl des Amtmanns, oder wer die Gerichtsperson sonst war, das ganze Zigeuner-Lager abgebrochen, und die Zelte, Kinder, Kessel u. s. w. auf die Esel gepackt.

Während dem machte ich den Amtmann meine Aufwartung, und bezeugte ihm mein Erstaunen, daß ich bei meiner Gevatterschaft unter den Zigeunern in eine Collision mit Dreschflegeln und Polizeigewalten gerathen sei, und erzählte ihm den Verlauf der Sache. Er lächelte ein wenig, bezeugte mir sein Bedauern über meinen Unfall, und sagte, die Zigeuner hätten die Gänse und Hühner, welche wir speisen wollten, den Bauern gestohlen, und diese sich mit Dreschflegeln dafür gerächt: er habe zu spät Nachricht davon erhalten, sonst würde er den Bauern diese Selbst-
 rache verboten haben. Er bat sich meinen Paß aus, sagte, er wolle die ganze Zigeunerschaft in Verhaft und dann über die Grenze bringen lassen, und rief einige Zigeuner herbei, und befragte sie über mich. Ich hatte statt eines Passes nur mein Magisterdiplom aus Jena bei mir, allein da der Amtmann selbst in Jena gewesen war, erkannte er es sogleich als richtig an, und da die Zigeuner selbst meine Aussage bestätigten gab er mir Diplom und Hirschfänger zurück, setzte mich ganz auf freien Fuß, und bat mich, in Zukunft mit solchen poetischen Gevatterschaften

vorsichtiger zu seyn. Der ganze Zug von Zigeunern, Bauern und Polizeisoldaten war nun marschfertig, der Herr Gevatter drückte mir noch zum Abschied die Hand, der Amtmann empfahl sich mir, und nun entfernten sie sich alle quer waldeinwärts, und ließen mich auf der Brandstätte und den rauchenden Ruinen meines Zigeunerglücks ganz allein zurück.

Vor Alters waren Katechumenen, Beseffene und Büßende von Pathenstellen ausgeschlossen, und die mainzische Kirchenversammlung verbot zur Zeit Karls des Großen, daß die Väter bei ihren Kindern Pathenstelle verträten. Der Amtmann muß mich wirklich für besessen gehalten haben, daß er mich vor Gevatterschaften warnete. Freilich meynete er poetische Gevatterschaften! Nun man sieht's, daß er nicht viel von jenaischer Poesie aufgefaßt hat. Poesie gründet sich, wie bekannt, auf Phantasie, und Phantasie ist nach Fichte das Vermögen, entgegengesetzte Dinge zu einer Einheit zu bringen. Der größte Repräsentant der Phantasie ist aber die jenaische Literaturzeitung. Die philosophischen Recensenten

dieses Instituts loben die Naturphilosophie über die Maassen, die medicinischen Rezensenten sprechen dagegen dieser Philosophie Hohn, und stellen bloß die Erfahrung als die Meisterinn aller Medicin auf: da nun dieses Fabelblatt (Literaturzeitung) beide Contraste in sich vereinigt, so folgt, daß es auch der größte Repräsentant der Phantasie oder Poesie ist.

Indessen hatte ich doch der Schluß dieses Baldschauspiels in üble Laune versetzt, welche noch mehr dadurch vergrößert wurde, daß ich statt des reizenden Wegs auf öde Sandsteppen, mit kärglichem Nadelholz hie und da besetzt, gerieth. Vor lauter Unzufriedenheit setzte ich mich in dieser Sandsteppe hin, und zog meinen Kalender heraus, um einen neuen Kalender meiner Art daraus zu machen, d. h. ich laß die darin befindlichen Nativitätsstellungen Monat für Monat durch, und machte meine Glossen entweder über diese Nativitätsstellungen selbst oder über andere Eigenheiten der Monate. Was damals in meiner Seele vorgieng, erhältst Du hier, geliebter Leser, in dem folgenden Kapitel dargestellt,

und mit allen jenen gelehrten Citaten berei-
chert, die mir natürlicher Weise im Walde so
genau nicht einfallen konnten.

Drittes Kapitel.

Herr Zipplein legt sich auf das Kalendermachen und bringt über jeden Monat seine Späße vor.

Nicht ohne innere Bewegung nehme ich den Kalender in die Hand, an welchem die Vorzeit sonst so herzlich hing. Wer glaubt es, daß eine große Stadt in den Jahren 1585 bis 1590 in beständiger Revolution ist, daß sich Parteien bilden, die allerlei Greuel verüben, angesehene Männer unschuldiger Weise foltern, ja sogar hingerichten lassen, bloß — um des Kalenders willen? In Riga war dies alles der Fall.

Es ist rührend zu lesen, was jenesmal alles in Riga vorgieng. Der Streit entstand über die Einführung des gregorianischen Kalenders. Die eine Parthei wollte den alten Kalender beibehalten, und nun brach die Revolution aus, deren Greuel endlich damit schlossen, daß die Volksanführer in großer Anzahl hingerichtet wurden. Jenen religiösen Zeiten fiel es schwer, daß sie ihre Kirchenfeste nach dem neuen Kalender nun auf Tage verlegen sollten, die im alten Werkstage wären. Dafür war überhaupt auch der Kalender ein angeseheneres Buch als jetzt und alle Weisheit und Gottseeligkeit des Volks hieng an ihm. In einem Ulmer Kalender von 1499 von Stöfflerinus und Pflaum wurden daher auch die Aspecten angegeben, die im Hausbauen, Lagerauffschlagen, Thurmbauen, in der Gartenarbeit, Liebe, Rechtshandeln, im Umgange mit Personen von allerlei Ständen glücklich oder unglücklich sind, ingleichen wenn man beten, Philosophie studieren, die Kinder in die Schule schicken, Haar abschneiden, räuchern, neue Kleider anziehen, reisen, kaufen und verkaufen, fischen und Kranke curiren solle. Welcher Men-

sehenkenner nimmt es nun jenen unchristlichen Zeitaltern übel, wenn sie bei Einführung neuer Kalender nicht gleichgültig sind, wenn die Geistlichen dagegen predigen? So erwarb sich der Superintendent in Kurland, Paul Einhorn, die Märtyrerkrone, indem er im Jahre 1655 am 11ten Sonntag nach Trinitatis auf der Kanzel mitten in einer Kalenderpredigt sein Leben mit den Worten endigte: Verflucht sei der neue Kalender!

Wir aufgeklärte Deutsche wissen den Stock zu weiter nichts als zum Prügeln zu gebrauchen. Unsere rohen Vorfahren aber gebrauchten die Stöcke zu Steuerscheinen, Rechnungsbüchern und Kalendern. So wie die Kerbstöcke lange Zeit im Mittelalter hindurch in den Händen der Kameralbeamten zu der obengenannten und andern Rechnungsführung dienten, so hielten sich die Bauern auch zu Hause einen Stock, in welchen sie die Sonn- und Festtage einkerbten. Zuweilen mußten die Kinder den Kalender in der Schule auswendig lernen, und dann konnte man den Kalender mit dem Kalender einprügeln.

Diese Kalendereinlernung betraf nur die Hauptfesttage, hieß Cision, und lautete ohngefähr also:

„Jenner hat XXXI Tage

Jesus das Kind ward beschnitten,

Drei Könige von Orient kamen geritten,

Und opferten den Herrn lobesan,

Antonius sprach zu Sebastian,

Agnes ist da mit Paulo gewesen,

Wir sollen auch mit wesen.“

und so gieng es von Monat zu Monat: so viel Worte in der Cision des Monats vorkamen, so viel Tage hatte er.

Die Priester der alten Deutschen richteten die Zeitrechnung ihres Kirchenjahrs und ihrer Jubelfeste nach dem Buchse des Vogelleims ein, welcher am 6ten oder 1sten Tage des Neumonds, vermuthlich um das Wintersolstitium, mit großer Feierlichkeit abgenommen wurde. Eben so sollten auch unsere Finanzpriester ihre sogenannten Etats-Jahre vom Buchse des Vogelleims anfangen, denn die Finanzkunst ist heutzutage fast nichts anders als die Wissenschaft, die Staatsbürger

Bürger auf den Leimruthen der Sporteln, Stempel, Accise, Fenster- und Kopfsteuern *) et caet. et caet. zu fangen. Doch dies könnte leicht auf Odiosa führen, weil man etwa glauben möchte, ich sei ein Revolutionär (ob ich gleichwohl nur dem System der indirecten Abgaben gram bin), und daher will ich lieber ungesäumt die Monatsglossen auftreten lassen.

Januar

Kinder in diesem Monat geboren, sind gerne in Gesellschaft, werden geschickt, reich, freundlich, in allen Unternehmungen glücklich, aber unbeständig in ihrem Vorhaben.

Tournemine, ein französischer schöner Geist, glaubte es sei möglich eine Orgel zu erfinden, de-

*) Wer Fenstersteuer bezahlt, sollte wenigstens keine Kopfsteuer zahlen, weil man einen Kopf haben muß, wenn man ihn zum Fenster hinaus stecken soll.

ren Töne die nemliche Wirkung hervorbrächten als die kostbarsten Speisen und Getränke, nemlich den Appetit zu stillen und den Körper zu stärken. Aber noch besser wäre eine Orgel, welche uns, wenn wir sie am Neujahrstage hörten, auf das ganze liebe lange Jahr hinaus so heiter und lustig machte, daß alle Monate (gewöhnlich ist's nur der Mai) zu wahren Bonnemontaten würden. Aber selten blüht uns im Januar etwas Anderes als die Mistel (*Viscum album*) in der Natur. Unser Herz gleicht der Gemse, die wenn sie sich auch wohl im Januar auf die Sommerseite der Gebirge macht, dennoch nur unter Wettertannen sich betten kann.

In der alten christlichen Kirche wurde lange Zeit das Narrenfest auf den 1sten Januar gefeiert. Jetzt feiern wir den ersten Januar mit Gratulationen, und gleichen noch immer hierin den Narren, daß wir meistens mehr wünschen, als möglich werden kann, oder mehr, als uns vom Herzen geht. Wie die Pfaffen und Mönche sonst die Kalender hinter die Meßbücher und Psalter schrieben, so schreiben wir Welt

Leute den Groß hinter die Ohren und lassen den Mund so fromm sprechen, wie einen Psalter. Es steigen die Jahre aus dem Schooße der Ewigkeit herauf, es steigt eins nach dem andern wieder hinunter, aber wir gedenken selten oder nie unsers Hinabsteigens in das kühle Grab, sondern glauben auf der Himmelsleiter nur immer höher zu steigen, und so wie Plato behauptete, nach 36,000 Jahren erneue sich jedes Zeitalter der Welt wieder, so hoft schon jetzt jeder Sechszunddreißiger, seine Jugendlust werde sich ihm mit jedem Jahre noch schöner erneuen.

Bei verschiedenen von den Nationen, welche die Griechen Barbaren nannten, war der Geburtstag eines Kindes ein Trauertag für die Familie. Sie versammelte sich um das Kind, und beklagte es, daß es das traurige Geschenk des Lebens empfangen habe. Einige griechische Weisen bemerkten auch über diese Sitte: „Wenn man an das Schicksal denkt, das den Menschen auf der Erde erwartet, so fühlt man sich in Versuchung, seine Wiege mit Thränen zu benetzen.“ Wir Europäer denken hingegen nicht so wie diese

Barbaren, sondern kanoniren, trompeten und pauken bei der Geburt des neuen Jahres nicht schlechter als bei der Geburt eines Prinzen, und beklatschen also schon im Voraus das Glück, das es uns bringen muß. Daher haben auch unsere Astrologen behauptet, daß die im Januar gebohrnen Kinder in allen Unternehmungen glücklich sind. Wer's glaubt, wird selig!

Im Montfaucon befinden sich römische Abbildungen der Monate. Der Januar ist als Consul in Consularkleidung abgebildet, wirft Weihrauch in das Feuer des Altars zur Ehre des Janus und der Laren, und bei dem Altare sieht man einen Hahn, welches vermuthlich andeutet, daß das Opfer in den Morgenstunden des ersten Januars gehalten worden ist. Wir Deutsche könnten den Januar etwa so abbilden: In den 4 Winkeln oder Spitzen des Gemähldeß sind Trompeten, Pauken, Kanonen und das Nachtwächterhorn zierlich angebracht, weil von ihrem Schalle der Anfang und das Ende des Jahres gleichsam eingefast wird. Die Neujahrsgratulanten so wie die Patrone, welche sich gratuliren lassen

werden durch einen Stadtknecht und durch einen Herrn Bürgermeister vorgestellt; der Stadtknecht hat Weihrauch in der Hand, wirft ihn aber nicht auf den Altar des Vaterlandes, sondern dem Herrn Bürgermeister in's Gesicht. Im Hintergrunde sieht man Wölfe, wilde Katzen, und Luchse ranzen; zur Andeutung, daß dieses alles im Januar vorgehe, wo sich bekanntlich jene Thiere begatten.

Februar

Kinder in diesem Monat geboren, werden verständig, keusch und züchtig, fröhlichen Gemüths, sind der Leichtfertigkeit feind, haben Glück, aber doch unbeständig.

Die Einwohner von London streben gar sehr nach der Ehre, sich als königliche Fabrikanten und Handwerker schreiben zu können. So künden sich manche als privilegirte Wanzentödter im Dienste beider königlichen Majestäten, oder Verkäufer von Eselsmilch für die kö-

niglichen Hoheiten den Herzog und die Herzogin von York an. Wenn ich nun bedenke, daß schon im Februar die langohrige und die gemeine Fledermaus aus dem Winterschlafe erwacht, und bei gelinder Bitterung herumfliegt, so wundere ich mich nicht, daß die Menschen so gerne diesen Thieren gleichen. Die Fledermaus fliegt auf jeden zu, der Abends mit einer weißen Kappe zum Fenster hinaus sieht: eben so flattern die Menschen gar zu gerne um Königskrone, Fürstehüte und Bischofskappen herum, sobald sie nur den Januar ihrer Geburt hinter sich haben. Bacchus verwandelte einst die drei Töchter des Minyas deswegen in Fledermäuse, weil sie ihre Webenarbeit nicht Einen Tag einstellen wollten, um sein Fest mitzufeiern. Jetzt ist gerade der umgekehrte Fall, daß nemlich die Menschen wie Fledermäuse um Fürstehüte &c. herumflattern, um — nichts arbeiten zu dürfen.

Ein altes Sprichwort sagt:

„Der kleine Horn spricht zum großen Horn:
hätt' ich Macht wie du,
Ich ließ erfrieren das Kalb in der Kuh.“

Der Februar heißt nemlich Hornung (der kleine Horn) weil sonst der Januar Horn geheißen hat. Vermuthlich wegen dieser dem Februar eigenen Kälte sind die Februarskinder so verständig und züchtig, als unser obenstehendes Prognostikon besagt. Ein warmes Herz calculirt freilich nicht so weltflug als ein vom Februarfrost überzogenes, aber doch gebe ich die Wärme meines Herzens, die mir freilich bisher gar nichts eingetragen hat als — frohe Gefühle, durchaus nicht um euere Verständigkeit und Züchtigkeit hin ihr, Februarskinder.

Im Jahre 1347 (erzählt die Limpurger Chronik) mitten im Sommer, da erhob sich ein wunderlich Ding auf Erdreich und sonderlich in teutschen Landen auf dem Rhein und an der Mosel, also, daß Leute anhuben zu tanzen und zu rasen, und stunden je zwei und zwei gegen ein, und tanzten auf einer Stätt einen halben Tag, da fielen sie etwa dick nieder und ließen sich mit Füßen treten auf ihren Leib. Davon nahmen sie sich an, daß sie genesen wären, und liefen von einer Stadt zu der andern und von einer Kirche

zur andern, und huben Geld auf von den Leuten, wo es ihnen mocht geworden. Und fand man, daß es eine Keßerei war, und geschah um Geld willen, daß ihr ein Theil, Mann und Frau, in Unkeuschheit möchten kommen. Und fand man zu Köln mehr denn 100 Frauen und Dienstmägde, die alle in der Tänzerei kindertragend wurden. — Ei, ei, sollte man nicht meinen, der ehrbare Limburger habe etwas von unserer Fastnacht und den vorhergehenden Carventanzfesten (wie Campe Masqueraden übersetzt) gesehen? Auch da lauft man von einem Tempel der Freude zum andern, so nur Geld genug mochte geworden seyn, und manche Unschuld strandet an den Klippen der Verführer.

Weil ich eben bei dem Tanzen bin, so kann ich recht schicklich einer englischen Sitte gedenken, die wir auch einführen sollten. Zu den vielen Aufmunterungen zur Unterstützung der englischen Manufacturen gehören seit 30 Jahren die sogenannten Manufacturbälle. Frauenzimmer haben unentgeldlichen Zutritt zu diesen Bällen, wenn ihre Kleider aus Zeuchen bestehen, welche in der

selben Gegend gesponnen, gewebt, und zubereitet sind, und eine Farbe haben, welche von den Aufsehern des Balles bestimmt wurde, weswegen sie ein Billet von dem Weber und Färber vorzuzeigen haben, daß man nicht anders erhält, als wenn man 10 Ellen von dem Zeuche kauft. Die Männer bezahlen eine halbe Guinee Eintrittsgeld, und in Rücksicht ihrer Kleidung sind die nemlichen Regeln vorgeschrieben. — Wenn man nun mit solchen Manufacturbällen auch Tugendübungen verbände, so könnte selbst der finsterste Moralist nichts mehr gegen das Tanzen einwenden.

M ä r z

Kinder in diesem Monat geboren sind dienstfertig und arbeitsam, schamhaft, kommen zu Ehren und Reichthum, haben viel Neid, Haß und Mißgunst auszustehen.

Habt ihr euern Reis gegessen?
ist der chinesische Gruß gemeiner Leute, weil hin-

länglich Reiß zu haben ihr Hauptglück ist. Der Holländer fragt; Wie fahrt ihr? und deutet damit auf seine Vorliebe für die Schifffahrt. In Cairo fragt man: wie schwißen Sie? weil eine trockene Haut ein sicheres Kennzeichen eines tödtlichen Fiebers ist. Wie steht's? fragt der stolze Spanier und feurige Italiener, während der flüchtige Franzose fragt: wie tragen Sie sich? Der Deutsche aber will wissen was man mache, oder wie man sich befinde. Im Monat März kommt gewöhnlich das Evangelium vor: Jesus trieb einen Teufel aus. Aber leichter sind Teufel auszutreiben, als Nationen zu gleicher Höflichkeit (im Ausdruck, denn mit den andern Grobheiten würde man gar nicht fertig werden können) zu gewöhnen. Nur der Rehbock schlägt im März den rauhen Bast seines Gehörns an Birken, Saalweiden, Tannen, und Kiefern ab.

Der März heißt nicht allein Frühlings- und Birkenmonat, sondern auch der Donnermonat, und die alten Römer bildeten ihn als einen Mann ab, der sich mit einer Wolschhaut umgürtet.

Sie spielten wohl hierbei auf die Eröffnung der Feldzüge an, denn die Völke waren dem Kriegsgott Mars heilig. Wir friedliebenden Christen hingegen haben den 5ten März Friedrich d. h. Friedenreich genannt. So verschieden denken die Völker! Aber sonderbar, wir haben in unsern Kalendern die Tage, an welchen gut Willen nehmen ist, mit einem Bilde bezeichnet, das einem Haufen Kanonenkugeln gleich sieht, nemlich mit ∴! Also im März fangen die kriegsführenden Nationen an, einander Willen einzugeben. Wir sollten aber unsere Kriege so führen, wie die Römer, bis nemlich eine der beiden Nationen ganz und gar unterliegt, oder wie Hans von Grundberg, der sich mit einem französischen Ritter unter der Bedingung schlug, daß die Haut des Ueberwundenen dem Sieger zur Schwerdtscheide dienen solle, wie er nachher wirklich auch mit der Haut des französischen Ritters that. (In der Kunstkammer zu München befand sich sonst Ritter Hansens Schwert mit der Scheide aus Menschenleder.)

Der März ist mir immer deswegen eine fröhliche Zeit gewesen, weil das Herz sich wieder

aufthut, und an den freundlichen Sonnenblicken gleichsam aufthaut, und das schöne Geschlecht allmählig in freieren leichteren Kleidungen aus den Städten in die Natur hinausschlüpft. Von den Schmetterlingen findet man auch im März bereits die große Aurelie, die Hausfrau, die Nonne und die Fichteneule in Gesellschaft des Fräuleinnachtfalters, Kreuzdornfalters, des Kiensprossenwicklers, und des Mandelnachtfalters in der Natur herumschwärmen. Es blühen im März Ulmen und Silberpappeln, und vom Schwalbenbeerstrauch, der Stechpalme, Mistel, vom Vogel- und Kalinkenbeerbaum fallen schon die Saamen ab. Welch eine fröhliche Zeit nach den harten Eisrinden des Winters!

So zieht also hin, ihr Jünglinge und Mädchen, beginnt schon im März die Schmetterlings-
spiele des Lebens, nur streicht nicht wie die Schnepfen herum (deren Widerstrich in diesem Monate beginnt, daher auch Sonntag Oculi der Schnepfensonntag heißt), noch fanget den Auerhühnern gleich schon früh um 2 Uhr zu balzen und zu falzen an. Aber brecht Psropfreiser, pel-

zet die Kirschbäume, und säet Erbsen, Haber und Blumen.

April

Kinder in diesem Monat geboren, sind eigensinnig, trozig, und jähzornig, kommen bald in den Ehestand, erzeugen viel Kinder, und sind geistlichen Leuten sehr gewogen.

Bei den Kalmücken werden die Weiber sehr gut behandelt. Sie haben auch in der Hütte einen eigenen Platz, auf welchem sie, wenn sie ihn behaupten und nicht aus demselben herausgehen, eine unverletzliche Person werden. Eine Frau mag auf ihrem häuslichen Sicherheitsposten schimpfen so viel sie will, oder gar mit Holz und Hausgeräth um sich werfen, so darf sie deswegen doch nicht angetastet werden. Wir Europäer sollten unsern Weibern den April als Schimpf- und Werf-Monat im Jahre einräumen, damit wir die übrigen desto friedlicher genießen möchten. Ich beziehe mich hier auf die Ansichten, welche die Römer von diesem Monate nahmen. Sie stellten den April als eine Figur vor, welche

Cymbeln und Papagenospfeifen in der Hand hat, und vor einer Bildsäule der Venus tanzt, bei welcher brennende Wachskerzen stehen und Weihrauch duftet, welche Sinnbilder andeuten, daß dieser Monat eine Zeit der Fröhlichkeit und der Liebe sei. Wir haben ein altes Sprichwort: Was sich neckt, liebt sich. Laßt uns daher glauben, daß uns die Weiber gerade da am meisten lieben, wo sie uns am meisten necken, und feiert den April als den Wurf- und Günst-Monat der Frauen.

Ein spanischer Liebhaber des 16ten Jahrhunderts widmete sich seiner Geliebten gewöhnlich mit Leib und Seele, und brachte die Nächte unter ihren Fenstern zu, wo er oft mit den eckelhaftesten Unreinigkeiten überschüttet wurde. Bei religiösen Umgängen blieben die Liebhaber unter den Fenstern ihrer Damen stehen, und geißelten sich viel heftiger, als sie sonst thaten. Es galt für ein schätzbares Zeichen von Galanterie, wenn die geißelnden Cavaliere schöne Damen mit ihren Blute besprizten. Denkt an diese spanische Großmuth, ihr kleinlichen Seelen, wenn euere Gebieterinnen die Kammerblumentöpfe ihrer Launen

auf euch herabschütten, und erwidert solche Ergießungen dadurch, daß ihr euren letzten Blutstropfen zum Vergnügen dieser Guldinnen verspritzt. Thut wohl denen, die euch beleidigen, ist auch im Umgange den Frauen ein goldener Spruch der Bibel. Paaren sich ja in diesem Monate sogar die wilden Gänse und Enten. Es bedenke nur jeder mit seiner Dulcinea unzufriedene Liebhaber, daß im April der Hirsch wegen des Tuckens seines wachsenden zarten Gehörnes in niedrige Gehäue tritt, und fürchte sich, daß ihm die Geliebte aus Rache nicht auch mit einem zarten Gehörn versehe.

Wandelbar ist der April, und daher hat ihn ein deutscher Schriftsteller durch Wandelmonat übersetzt. Ein schönerer Name ist aber unstreitig Wiesenmonat (Prairial) oder Blumenmonat. Denn wir glauben an der Hand der Frauen eher auf Wiesen und Blumen zu wandeln als in Wandelwetter zu kommen, wie einige das Aprilwetter übersetzt haben. Auch sind Mann und Weib Ein Fleisch (in der Ehe), und man muß sich ja aller Redensarten enthalten,

als ob man durch die Weiber einen Kalender am Leibe bekomme. [Im April spürt man bekanntlich solche Kalender am meisten.] Nach Struvii jurisprudentia feudalis waren die Herren von Dymmeroda wegen ihres Besizes des Schlüsselholzes, womit sie im Jahre 1430 vom Kaiser Sigismund belehnt wurden, verbunden dem Kaiser, wenn er nach Thüringen kam, einen Heerwagen mit Schlüssel zu präsentiren. Oft fliegen jetzt dem Manne die Schlüssel an den Kopf, wenn er der Frau in die Küche kommt, bloß weil sie glaubt, sie allein habe Küche und Schlüssel zum Leben erhalten. So verändern sich die Zeiten! Darum feiert den April als den Burf- und Gunstmonat der Frauen.

May

Kinder in diesem Monat geboren, sind freundschaftlich und verträglich, halten auf Ehre und Rechtchaffenheit, dennoch müssen sie ihr Leben mit Kummer und Sorge zubringen.

Der Kaiser Heliogabalus ließ seinen Gästen nicht bloß Kränze und wohlriechende Wasser reichen,

chen, sondern sie auch durch Maschinen in der Decke seines Speisezimmers mit Rosen, Veilchen, und andern Blumen so überschütteten, daß einige ersticken, weil sie sich aus den Bergen von Blumen nicht heraus finden konnten. Oft theilte er Loose von Geschenken an seine Tischgenossen aus, so daß jemand 10 Kamele, ein anderer 10 Fliegen, ein dritter 10 Bären, ein vierter 10 Fledermäuse, ein fünfter 10 Pfund Gold, ein sechster 10 Pfund Blei, ein siebenter 10 Strauße, ein achter 10 Salatköpfe empfing, u. s. w. O lieber Himmel, verschone uns mit solchen Verloosungen, in welchen, wie bei Heliogabalus, so wenig Gold vertheilt wird, und überschütte uns dagegen aus deiner gütigen Hand mit dem Blumenseegen des Friedens und des häuslichen Glücks! Wir wollen darunter nicht wie die Gäste des Heliogabalus ersticken. Es ist endlich Zeit, daß die verträglichen Mayfinder aufhören, ihr Leben in Kummer und Sorge zuzubringen. Aber der Himmel denkt wie Avicenna, und läßt uns gern im May purgiren.

O du Monat der Sonne und Rosen, wie dich einige fühlende Natursöhne nannten, führe

mich hin in das jubelnde Frühlingsleben, und laß die Quellen des allgemeinen Entzückens sanft in mein Herz hineinrieseln. O wie bewegt mich das linde Säuseln in den kaum entfalteten Frühlings sprossen, wie ergrünen auch meine alten Wünsche und Hoffnungen von neuem, wenn ich das unentschiedene Gelbgrün des jugendlichen Maylaubs betrachte! Mild scheint die Sonne an mein Herz hinan, und so wie sie dieses mit einem Bande aus Schlüsselblumen an die üppigen Wiesen gründe anfesselt, so wölbt sie über mir den heitern Dom des Himmels in unermesslichen blauen Bögen hin. Die Sängerin der Liebe läßt von den zitternden Zweigen das Lied der Liebe in den anmuthsvollen Naturtönen erschallen, und ihre Pausen füllt die Grasmücke aus, an deren frühen Gesang der Winzer die Hoffnung einer schönen Blüthe des Weinstocks knüpft. Bald wandle ich von Blume zu Blume, von Grund zu Grund, bald werfe ich mich in den Schooß der Natur hin, ihre tausend neuen Schöpfungen an mein Herz zu drücken. Ich wünsche meine Sinne eben so unendlich erhöht und vervielfältigt, als das Treiben, Blühen und Leben der Früh-

lingsnatur mir unendlich erscheint, um jede Blüthe, jeden Ton der entzückten neu geschaffenen, neu begeisterten Frühlingswesen in die Harmonien meiner Gefühle aufzulösen. Da blickt freundlich heiter der Genius des Lebens mich an, und berührt mich mit dem Zauberstabe neuer Hoffnungen. Verklärt steigt vom Himmel das Bild der Geliebten herunter, und unnennbar süße Melodien spielen mir um das Herz herum, und machen es in seinen innersten Tiefen sanft widerklingen. Aetherisch leichte Schwingen tragen mich in die glücklichen Gefilde der Liebe, sanft wie die fernen Gebirge verschwimmt die Schwermuth, und wie einen dreifachseeligen Gott heben mich endlich goldene Wolken empor zu den Sternen.

J u n i u s

Kinder in diesem Monat geboren sind frech, stolz, lügenhaft, zänkisch, mischen sich gerne in fremde Handel, kommen spät in den Ehestand, und sterben ohne Kinder.

Der Junius ist der wahre Sommermonat, denn er hat den längsten Tag, die schönsten Abende

de. Auf den Wiesen und in den Gärten schimmern in der Dämmerung die Johanniswürmchen. Im Sommernachtsstraume Shakespeares läßt die Elfenkönigin ihren geliebten Zettel, den Weber mit dem Eselskopfe, durch ihre Elfen bedienen:

„Gefällig seyd und dienstbar diesem Herrn.
Hüpft wo er geht, und gauckelt um ihn her,
Sucht Aprikos' ihm auf und Stachelbeer;
Maulbeeren gebt ihm, Feigen, Purpurtrauben.
Ihr müßt der Biene Honigsack ihm rauben;
Zur Kerze nehmt von ihr ein wächsern Bein,
Und steckt es an bei eines Glühwurms Schein.“

Die liebende Titania mußte es also auch, daß es in den Sommernächten keine schönere Beleuchtung giebt, als — vom Schimmer eines Glühwurms. Und dennoch war ihr geliebter Weber Zettel mit Eselsohren versehen, und verdiente es nach der Meinung aller Verständigen nicht, daß sich eine Göttinn in ihn verliebte. Aber die Liebe ist blind! Unter der Regierung des Kaiser's Otto des Großen sollte die Einsiedlerin Sisu an einen Mann verheyrathet werden. Sie

wollte aber ihre Jungfrauschaft nicht aufgeben, sondern lief spornstreichs in ein Kloster, und lebte 60 Jahre daselbst als eine keusche Jungfrau bloß für den himmlischen Bräutigam. Sie wehrte dem Ungeziefer nicht, wenn sie von demselben gebissen wurde, sondern setzte es sogar wieder an sich. — So denken freilich zum Glücke nicht alle Jungfern, sondern lassen sich lieber von Junggesellen als Flöhen und Wanzen incommodiren, aber wenn eine Göttinn sich in einen Leinenweber mit Eselsohren verliebt, so ist das eben so drollig, als wenn eine Jungfer ein Wohlbehagen daran findet, sich von Flöhen und Wanzen stechen zu lassen.

So wunderbar geht es in der Welt her, daß die Liebe oft die verschiedenartigsten Wesen an einander kettet. Es scheint aber, als ob sich die Juniuskinder am mindesten von der Liebe beherrschen lassen, weil sie, wie oben steht, spät in den Ehestand treten und ohne Kinder sterben. In letzterer Hinsicht ist der Junius also der wahre Brachmonat, und weil späte Ehen selten gut gerathen, auch der Kreuzmonat

der Ehe. In unserm Zeitalter, wo die Ehelosigkeit so sehr überhand nimmt, und der Staat soviel Soldaten braucht, sollten die Regierungen alles aufbieten, daß die Brachäcker der Population brav gepflügt und wieder bestellt würden. Es fehlt weiter nichts, als daß man das Ding recht in den Gang setzt, und dann hört die Ehelosigkeit von selbst auf. So fiengen einst die Bauern am Bregenzer Walde einen Prozeß deswegen an, weil man ihnen das Fügen nicht erlauben wollte, und ein Greis, der eifrig für den Prozeß stimmte, sagte: Mein Großvater hat gefügt, mein Vater hat gefügt, ich habe gefügt, und so will ich, daß mein Sohn und seine Nachkommen auch fügen sollen. — Fügen heißt bei diesen Landleuten die Sitte, daß junge Bursche so lange ungestraft bei einem Mädchen pernoctiren können, bis sie Mutter wird. Fiat applicatio!

Die Natur indessen, die so voll Scherz ist, wie der Elfe Droll, der sagt:

„Gehn die Sachen fraus und bunt,
Freu' ich mich von Herzensgrund.“

hat es veranstaltet, daß, während die Juniuskinder sich mehr in alle andern als in die Liebeshandel mischen, doch der Rehbock sich im Junius zu den Schmalriefen hält und mit ihnen scherzt. Darum führt auch der Junius die verschiedenartigsten Namen, denn er heißt Brach-, Kreuz-, Linden-, Sommer-, Staub- und Wurmmonat.

Julius

Kinder in diesem Monat geböhren sind sinnreich und geschickt in Erfindung nützlicher Sachen, dabei aber heimtückisch und schadenfroh, und hängen immer den Mantel nach dem Winde.

Den Ruhlaern ist der Fink der liebste Vogel und sie unterscheiden vielerlei Melodien desselben. Am liebsten ist ihnen unter diesen Melodien der Härzer Doppelschlag und der gute Weingefang. Einen guten Schläger mit 30 bis 40 Thalern bezahlen war sonst nichts Unerhörtes, und noch jetzt schätzt man einen ausgezeichneten

Vogel einer Ruh werth und mancher arme Messerschmidt opfert den Verdienst von 14 oder mehr Tagen auf, um einen solchen zu besitzen. Mehr als Ein echter Finkenliebhaber hat, bloß um einen guten Schläger zu erhalten, Reisen nach dem Harze gemacht. Man sieht, die Ruhlaer sind wahre Juliuskinder, d. h. sinnreich und geschickt in der Erfindung nützlicher Sachen.

Die Römer stellten der Julius als eine Figur dar, deren Haupt mit Kornähren gekrönt ist, und die in der Hand einen Korb voll Maulbeeren trägt. Sonach könnte der Julius leichtlich auch der Patron der Maulaffen seyn. Bei uns heißt er aber Heumonat, und ist folglich der Patron der Ochsen. Es scheint aber der Julius, wie die in ihm gebohrnen Kinder, den Mantel nach dem Winde zu hängen, denn er hat mehrere Namen, und darunter den eines Raupen = Monats. Er hätte also wirklich einen Dichter mit der Binsenkappe nöthig, der ihn erhöhe, wie die Caffeehäuser zu Cairo. Es hat nemlich jedes Caffeehaus zu Cairo einen oder mehrere Dichter, welche aus dem

Stegreif Verse machen. Das unterscheidende Zeichen ihres Berufs ist eine Binsenkappe. Sie setzen auf der Straße die Vorbeigehenden, besonders die Fremden, in Contribution, indem sie dieselben, so unbekannt sie ihnen auch sind, auf die fürchterlichste Art lobhudeln.

Bei den Römern hat der Julius außer den obenbenannten Attributen einen Haufen Geld neben sich liegen. Sie deuteten damit an, daß im Julius in den Bädern Pharobank gehalten wird, und daß auch die Nymphen der Freude und die wohlerfahrenen Brunnenärzte manches Thälerchen durch ihre Kunst verdienen. Es geht manchen Menschen in der Welt so, daß sie so unverdienter Weise zu Geld kommen, wie einst die Leineweber und Müller in Baiern zur Erbauung des Galgenß. Wie Hund in seinem baierischen Stammbuche berichtet, haben aus altem Herkommen die Leinweber das Hochgericht bauen, die Müller aber die Leiter machen, auch solche davon und hinzu führen müssen. — So ist der Welt Lauf, und (wie Jean Paul sagt) unser Trost!

Eine alte Kalender-Practik rath an, im Julius den Magen, das Hirn, die Leber, Lunge und Milz nicht zu bewegen, denn der Mensch könnte davon ersticken und jählings sterben. Weisse haben deswegen die Juliusfinder von der Natur den Wink bekommen, den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was hilft es auch in den andern Monaten, wenn man gegen den Strom der Zeiten rudert und kämpft, und sich das Hirn mit Denken, die Lunge mit Reden zu sehr bewegt? Wenn man es noch so weit in der Welt gebracht hat, so kommt der Tod, und macht dem Spas ein Ende. So stellt ein altes Gemählde den Tod unter mancherlei Gestalten dar, als Tanzmeister, Dudelsackpfeifer, im Doktormantel, mit einer Nonne spazierengehend, mit einem Feldmarschall sich besprechend, als Fechtmeister mit einem Haudegen, als Bogenschützen, der auf einen Cardinal Pfeile abschießt, die dieser mit dem Cardinalshute ausparirt, bis er unterliegt. — Wir alle müssen sterben!

August

Kinder in diesem Monat geboren werden listig, zornig, geizig, wohlberedt, glücklich im Henrathen, zeugen viel Kinder, sind aber auch vielen Verdrießlichkeiten unterworfen.

Rudolph von Habsburg hatte an dem Zürcher Reuter Jacob Müller einen Todfeind. Einst traf er ihn allein auf dem Felde an, Müller konnte nicht wohl entrinnen, und der Kaiser sprengte schon auf ihn zu, um ihn zu durchbohren. Da zog Müller geschwind die Hosen ab, wie wenn er seine Nothdurft verrichtete, und als nun Herr Rudolph ganz in seiner Nähe war, bat er flehentlichst, er möge ihn doch nicht eher durchstechen, bis er aufgestanden sei und seine Hosen wieder zugenestelt habe. Rudolph versprach ihm dieses. „So schwöre ich bei Gott und allen Heiligen“ sagte hierauf Müller, „daß ich diese Hosen nimmermehr hinaufziehen und nesteln will. Deshalb werdet Ihr mir auch nicht das Leben rauben, weil ich Euer ritterliches Wort habe.“ Rudolph besann sich, schenkte Müllern das Leben,

dieser trat in seine Dienste, und wurde ihm so ergeben, daß er ihm einst sogar das Leben rettete. Dafür schlug auch Herr Rudolph den Müller zum Ritter und beschenkte ihn fürstlich. Daß also Herr Müller einst seine Hosen auszog und dafür in der Folge ein Ritterwamms bekam, war eine schöne und feine List, und er war daher ein wahres Augustuskind, denn auch im August ziehen die jungen Raubthiere ihr wollenes Jugendkleid aus, und bekommen einen neuen stattlichen Pelz dafür. Sonst muß überhaupt das Hosenausziehen an öffentlichen Orten öfter vorgekommen seyn, denn in einem alten Kalender heißt es: „So eine Fraw (Frau) oder Magd ihre Hosen loßbindet auf den Straßen, und sie verleurt den Hosenbendel, das ist ein Zeichen, daß ihr Mann oder Freier ihr nit getrew (getreu) ist.“

Bei den Römern hat der August die Gestalt eines nackten Mannes mit fliegenden Haaren, welcher aus einem Becher trinkt. Vor ihm sieht man einen Bedel, der aus Pfaufedern gemacht zu seyn scheint. Auf der Erde liegen drei große

Melonen. Sonst wurden überhaupt die Pfaufedern häufiger benutzt als jetzt. Man webte z. B. aus ihnen einen prächtigen Zeug, dessen Aufzug aus lauter Gold und Seide, der Einschlag aber aus Pfauenfedern bestand. So war ohne Zweifel auch der von Pfauenfedern gewebte Mantel, welchen der Pabst Paul I. dem Könige Pipin schenkte. Schon die alte Mythologie machte den Pfau zum Lieblingsvogel der höchsten Göttinn, der Juno. Ein Mantel aus Pfauenfedern paßte daher nicht nur für Könige, sondern vorzüglich zum Anzug des Brautpaares bei der Hochzeit. Man könnte sich hierbei einer wohlgemeynten Sitte der Alten erinnern. Bei den Opfern, welche die Brautleute der hochzeitlichen Juno brachten (der Juno Gamelia) mußte die Galle aus dem Opferthiere gerissen und hinter den Altar geworfen werden, zum Zeichen, daß Zorn und Bitterkeit aus der Ehe verbannt seyn müssen. Ein Pfauenmantel würde ohnfehlbar an diese Wahrheit erinnern, und somit würden auch andere, als Augustuskinder, im Heyrathen glücklich seyn.

Ueberhaupt findet man in der Vorzeit manche Sitten, die wir uns wieder zu eigen machen sollten. So hielten z. B. unsere alten Deutschen ihre Berathschlagungen über wichtige Angelegenheiten fast immer während eines Schmausfes, weil dabei wacker gezecht, und jeder durch die allgemeine Heiterkeit zu kühnen Gedanken gestimmt war. Aber sie faßten auf der Stelle keinen festen Entschluß, sondern erst den andern Tag bei ruhiger Stimmung, damit sie nichts Voreiliges und Unbedachtsames unternähmen. — Ohnstreitig mag sich daher die Sitte mancher Stadträthe schreiben, bei ihren Berathschlagungen Wein zu trinken und Bratwürste zu essen.

September

Kinder in diesem Monat geboren werden fromm und eingezogen, mitleidig und wohlthätig gegen Arme und Elende, kommen zu Ehre und Reichtum.

Auf den September, und zwar dessen Mitte, fällt der Anfang der Hirschbrunst. Es ist

sonderbar, daß die Thiere mit ihrer Liebe oder ihrer Constitution überhaupt an die Zeit gebunden sind, und daß sogar der Mond auf manche einen großen Einfluß hat. So werden z. B. auch im September die Biber ihre Geiße wegen gefangen, welche mit dem Monde ab und zu nimmt. Der Mensch scheint zwar frei zu seyn, denn er kann seinen Trieben zu jeder Zeit Folge leisten, aber über seiner Geburtsstunde waltet dennoch der Kalender, und unser Monatsprognostikon oben sagt aus, daß die Septemberkinder fromm werden. So ist also die Frömmigkeit bei dem Menschen keine aus innerer Freiheit hervorgehende Tugend? So hängt also des Menschen Frömmigkeit vom September ab wie die Brunst des Hirschen?

Wir Deutsche haben aber dennoch von jeher einen so großen Werth auf Frömmigkeit und Religiosität gesetzt, als ob sie ein bloßes Eigenthum unsers freien Herzens wäre, und daher mußte selbst unser Kaiser bei der Krönung außer den weltlichen Kleidern auch ein geistliches tragen, nemlich die Dalmatica. Dieses zeigte nemlich

an, daß er nicht nur das deutsche Reich als Oberhaupt regieren, sondern auch bei der heiligen Messe das Amt eines Subdiaconus verwalten, und sogar das Evangelium feierlich absingen könne, wie auch Kaiser Sigismund auf dem Concilium zu Costniz und noch andere Kaiser mehr gethan haben.

Die Russen behaupten, die Welt sei im September geschaffen. Wenn wir also je Lust bekämen, den Stand der ersten Eltern wieder einzuführen und nackt herumzulaufen, so könnten wir in keinem Monate schicklicher als im September den Anfang damit machen. Wir verknüpfen jetzt eine Schande mit der Nacktheit, wovon die Vorzeit nichts wußte. Wurden die spartanischen Mädchen nicht nackt erzogen? Ein Beispiel aus der neuern Zeit ist folgendes. Bei dem Einzuge Ludwigs des Elften im Jahre 1461 suchten die Pariser die schönsten Mädchen ihrer Stadt aus, und ließen sie ganz entkleidet als Sirenen allerlei Schäferstücke zur Ergözung des Königs absingen. Diese öffentlichen Tänze waren jenesmal so wenig anstößig, daß sogar auch
Layen

Laien und Geistliche an den Narrenfesten nackt auf den Straßen und in den Kirchen umher tanzten.

Die Narrenfeste waren nicht allein den Franzosen eigen, sondern auch den Deutschen. Es gab eine Zeit, wo es allerdings mehr Vortheil brachte, ein Narr zu seyn, als heutiges Tages. Sonst hielten die großen Herren ihre auch so titulirten Narren, jetzt ist diese Sitte abgekommen, und andere Herren aus der Suite müssen nebenbei die Narrenrolle spielen. Es wäre gut, wenn es jetzt wieder aufkäme, Hof-, Stadt- und Dorf- narren zu halten, wie sonst, denn das Publikum würde dann nicht mehr glauben, daß andere ehrliche Leute Narrenstreiche verübten, wie es jetzt so häufig glaubt. Da der Herr 'anfieng zu reden durch Hosea, heißt es in der Bibel, sprach er zu ihm: Gehe hin, und nimm ein Hurenweib und Hurenkinder, und der Prophet that dieß. Damals nannte dieß niemand einen Narrenstreich, aber jetzt würde das Publikum sogleich mit diesem Titel freigebig seyn.

Man glaube übrigens nicht, daß man durch die privilegierten Narren etwa zu viel Verdrießlichkeiten erleiden würde. Schon unter Kaiser Maximilian I. wurde auf dem Reichstage zu Regensburg verordnet, daß jeder seine Narren also halten sollte, daß sie niemanden beschwerlich fielen. In Lüneburg mußten sie so viel Pfennige Strafe an den Beleidigten zahlen, als sie mit drei Würfeln Augen warfen.

O c t o b e r

Kinder in diesem Monat geboren werden treuherzig und bescheiden, haben viel Hader und Zank mit bösen Verleumdern, welche ihnen aber doch nichts schaden können.

Die größte Seltenheit, deren sich die Einwohner von Messina rühmen, ist der Brief, welchen die Mutter Gottes einst an sie geschrieben hat. Sie verdankten diese Aufmerksamkeit einer Gesandtschaft, welche sie auf den Rath des Apostels Paulus an sie nach Jerusalem schickten. Frei-

lich ist das Original im Verlaufe der Zeit untergegangen, aber sie besitzen doch noch eine Abschrift in chinesischer Sprache davon, die ein Jesuite an den östlichsten Grenzen von Asien gefunden hat: es ist also wahre Verleumdung eines Octoberkinds, wenn man hierbei die Bunderkraft der Mutter Gottes bestreiten will.

Die Römer bildeten den October nackt, mit einem über die Schultern flatternden Gewande ab. In der rechten Hand hält er einen Hasen, und zu seinen Füßen sieht man ein Gefäß mit Obst. Dabei fällt mir der drollige Vergleich ein, den der Mönch Georg Dominikus zwischen einem Prediger und einem Hasenabstreifer machte. Als dieser Hofprediger Friedrichs des Weisen einst in der Hofkirche predigte, so sagte er, ein Prediger gliche dem, der einem Hasen das Fell abziehen sollte; dieser bringe es leicht bis an den Kopf, dann würde es aber schwer, weiter zu ziehen. Also, fuhr er fort, ist es: wenn man den gemeinen Leuten die Wahrheit sagt, geht es noch so hin; kommt man aber auf das Haupt (den Fürsten), so will es nicht fort. Nun zeigte er auf

den Fürsten und sagte: Da muß man aufhören und einhalten, darum so streife dich der Teufel. Friedrich nahm dies nicht übel, sondern verehrte dem wackern Hofprediger gleich darauf eine neue Kappe.

Der October heißt zu Deutsch Weinmonat. Da der Wein auf Griechisch Dinos heißt, so könnte man ihn auch Hörnermonat nennen. Die Griechen erzählen nemlich, Bacchus habe den Wein deswegen Dinos genannt, weil der König Dineus von Kalhydon so gefällig gegen ihn gewesen und ihm Platz gemacht habe, als er sich in die Gemahlin desselben Althaa verliebt hatte. Noch heut zu Tage ist es oft der Fall, daß sich der Mann wacker mit Wein zusetzen läßt, um andern bei seiner Frau ein desto besseres Spiel zu machen. So schloß einst Galba sogar aus Höflichkeit ein, um dem Mäcen nicht hinderlich zu seyn, und schalt seinen Slaven aus, weil dieser pflichtmäßig mit dem Teller ein Geräusch machte, damit er erwachen und sehen möge, was da vorgienge. — Ländlich sittlich! In Cochinchiana macht sich weder ein Gatte noch ein Ba-

ter daß mindeste Bedenken daraus, sein Weib oder seine Tochter einem Fremden zu überlassen.

Der October ist derjenige Monat, in welchem sich die jungen Füchse und Dachse etabliren d. h. ihre Baue graben. Im May umgeht zuvor der alte Dachs mit seinen Jungen den Bau, der Fuchs führt die seinigen in die Feldfrüchte, und der Wolf und der Bär die ihrigen auf den Raub aus; wir Menschen schicken unsere Jungen ebenfalls gegen den May und October hin auf Universitäten, begleiten sie aber selten, sondern lassen sie sogleich selbstständig werden und sich etabliren. Wie viel thörigter handeln wir als die Thiere?

Wenn ich daran denke, daß im October die Schweinsjagd aufgeht, so erinnere ich mich der schönen Fabel der Alten von dem Adonis, der von einem Eber auf der Schweinsjagd tödtlich verwundet wurde. Venus suchte diesen ihren Liebling voll Verzweiflung, und drang durch alle Dornenbüsche, welche von ihrem Blute sich färbten, und durch Rosenbüsche, welche ihre weis

ße Rosen in rothe verwandelten. Sie fand ihn bereits erblaßt, beweinte ihn schmerzlich, und verwandelte seinen Leichnam in eine Anemone. Der griechische Dichter Bion sagt, die Blutstropfen, die Adonis vergossen habe, wären in Rosen, und die Thränen der Venus in Anemonen verwandelt worden.

November

Kinder in diesem Monat geboren, werden großmüthig, herhaft, unerschrocken, im Glück und Unglück gleichgültig, deswegen sie ein hohes Alter erreichen.

Wer in den Orden der Mönche Zammabos in Japan aufgenommen werden will, muß sich täglich siebenmal in kaltem Wasser waschen, auch 78mal auf den Knien und Fersen niedersetzen, und sich ohne den Gebrauch der Hände (die er vielmehr geschlossen über das Haupt emporhebt) wieder aufrichten. Dazu gehört allerdings ein im Glück und Unglück gleichgültiges Novemberkind.

Der Prinz von Conti, der im Jahre 1776 starb, hatte die Gewohnheit, sich von allen Schönen, die ihm ihre Gunst geschenkt hatten, entweder einen Ring, oder eine Tabaksdose als ein Liebes- und Siegeszeichen auszubitten, welches er sogleich mit dem Namen der Besitzerin zu seinen übrigen Liebespfändern hinzufügte. Nach seinem Tode fand man nicht weniger als 800 Tabaksdosen und 4000, sage viertausend, Ringe! Ich möchte wissen, ob es ihm auch so gegangen sei wie den Hirschen, denn im November sucht der von Liebe mitgenommene Hirsch Ameisenhaufen aus, zerscharrt sie, und scheint sich durch den geistigen Geruch derselben zu stärken. Diese Thatsache ist aber minder interessant als jene, wo die Ameisen einst der schönen Psyche einen vermischten Haufen Gerste, Hirse, Mohn, Erbsen, Linsen, und Bohnen lesen halfen. Da nun ein großer Theil des weiblichen Geschlechts, wie Psyche, von der Venus zum Erbsen- und Linsenlesen verurtheilt ist, so wünsche ich lieber dem weiblichen als männlichen Geschlechte Beistand von den — Ameisen. (NB. Es ist bekannt, daß das Erbsen- und Linsenle-

sen schon im November beginnt, wo bereits dergleichen Früchte gedroschen sind.)

Bei den Wilden am Dronoko muß derjenige Candidat, der Anführer werden will, drei Prüfungen aushalten ohne zu klagen, nemlich 1, sich von allen Anwesenden durchprügeln lassen, 2, die Biße von 5000 bis 6000 Ameisen auf dem nackten Körper aushalten, ohne sich zu wehren, 3, sich über angezündeten Musablättern halb braten und tüchtig durchräuchern lassen, ohne die geringste Bewegung zu machen. Derselbe Fall kommt auch noch oft in Deutschland vor, daß die Herren Examinatoren den armen Candidaten mit solchen Fragen auf den Hals rücken, welche sie mehr als tausend Ameisen beißen und zwicken. Der Herr Examinator präparirt sich schon vierzehn Tage lang, wie er die armen Candidaten mit schweren Beweisstellen durchprügelt, mit kitzlichen Fragen peinigt, und aus den Büchern und Blättern der Musen aller Art Territionsfeuer für sie anzündet. Macht der arme Examinand hierbei nur eine einzige verdrießliche Miene, so ist es gleich um ihn geschehen. Selbst

in China, wo die Prüfungen bloß auf die Sprache beschränkt sind, ist man äußerst streng gegen die Candidaten. Als einst ein Candidat, der befördert zu seyn wünschte, aus Versehen den Charakter Ma (Pferd) mit einer Abbreviatur geschrieben hatte, erfuhr er nicht nur die Kränkung, daß man seinen sonst in jeder Rücksicht guten Aufsatz deswegen verwarf, sondern er mußte es sich auch gefallen lassen, daß ihn der Censor scharf durchzog, und ihn unter andern fragte, wie er hoffen könnte, daß sein Pferd gehen sollte, da es nicht alle seine Beine hätte. — Ich halte daher ein großes Stück auf denjenigen Candidaten, dem ein Kirchenpatron einst die Frage vorlegte, wie groß des Tobias Hündleins Schwanz gewesen, und der darauf eine Reihe Ducaten auf den Tisch legte, und sagte: so lang als diese Reihe Ducaten. Schon viele Candidaten hatten sich vor ihm den Kopf vergeblich über die gehörige Länge dieses Schwanzes zerbrochen, aber dieses güldene Sonntagskind war gescheider als sie alle.

December

Kinder in diesem Monat geboren werden verständig und verträglich, führen alle ihre Handthierungen weislich und wohl, deswegen sie auch geehrt werden.

Lansius erzählt von den englischen Königen, daß sie ihren Vasallen die Lehnspflicht auflegten, jedesmal am Weihnachtsfest vor ihnen zu erscheinen, und allda zu tanzen, zu rülpsen, und sonst noch etwas von sich zu geben (ventris crepitum). Ernst sagt in seinem historischen Bilderhause: „Daß mag wohl eine sonderbare Andacht an einem so hohen Festtage gewesen seyn.“ Aber Stavorinus erzählt in seiner Reisebeschreibung: „Bei Tische fiengen Se. Majestät der König von Bantam an, oft zu rülpsen, und so oft Sie rülpsen, wurde von allen Herren der Gesellschaft getreulich nachgerülpszt. Man erklärte mir, daß dieses Rülpsen hier zur Hofsitte gehöre, und daß man dadurch zu erkennen gebe, daß man wohl und herrlich speise. Und in der That gereichte das Nachrülpsen zu

des Königs außerordentlichem hohen Wohlgefallen.“ Auch die Römer feierten im December die Saturnalien, jene Feste, wo sich der Herr mit den Knechten sehr gemein machte.

Ich kenne keine angenehmere Rückerinnerung als die an jene Zeiten, wo ich das Christfest als ein Kind mit aller kindlichen Innigkeit begieng, und mich an den wunderbaren Märchen der Amme vom Christuskind, an den mit goldenen Rüffen, Aepfeln und Zuckerwerk ausgepuzten und mit Wachslöchtern erleuchteten Weihnachtsbaum, an dem mancherlei Spielzeug und Naschwerk, vor allem an den Lebkuchen so harmlos ergötzte. Die Frühmette mit ihren tausend Lichtern gab meiner Phantasie einen eigenen Schwung: ich glaubte mich in das Land versetzt, wo die Engel in himmlischen Lichte die Geburt des Christkinds durch ihren Gesang feierten. Keine Dichtung erreicht wohl das Religiös-Schöne und Kindliche, Erhebende und Bildervolle das in den Geschichten der Evangelisten von Jesus Geburt enthalten ist. „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen

ein Wohlgefallen,“ dringt wohl allen Zeitaltern der Welt als ein schöner Gesang ans Herz, und wen sollte nicht die Erzählung von den Weisen des Morgenlandes, welche dem Stern Christi folgen, rühren? Karl Friedrich Behrens erzählt in seiner Reise durch die Südländer (Frankfurt 1737), daß die heiligen drei Könige aus den moluckischen Inseln nach Bethlehem gekommen seyen. Die Einwohner der Molucken seyen zur Zeit der ersten römischen Kaiser die größten Astronomen gewesen, und jetzt noch werde an dem Tage, wo die Christen das Fest der Erscheinung Christi feierten daselbst das Sternenfest begangen. Auch behauptet Behrens mehr als einmal mit muhamedanischen Mönchen gesprochen zu haben, welche in der Bibliothek zu Mecca eine Chronik der moluckischen Könige gesehen, und darinnen die Thatsache aufgezeichnet gelesen hätten, daß vor vielen Jahrhunderten drei moluckische Könige über Arabien nach Judäa gereist wären, als sie am Himmel ganz ungewöhnliche Zeichen und Wunder bemerkt hätten, auch wären sie bald glücklich wieder nach Hause gekommen.

Daß müssen doch andere Leute von Königen gewesen seyn als die, welche sonst zu Weihnachtszeit in meiner Gegend mit Kappen von Goldpapier und einem Stern auf einer Stange herum liefen, und einen Gesang auf die heil. 3 Könige absangen, und von welchen die Wirthhe sangen:

„Die heiligen drei König mit ihrem Stern,
Die fressen, und sausen; bezahlen nicht
gern!“

Die Orientalen sind überhaupt andere Kerls als wir, und die Araber z. B. halten denjenigen für unehrlich und verweisen ihn des Landes, der in der Gesellschaft auf diejenige Art etwas von sich giebt, wie die Lehnsleute der englischen Könige an Weihnachten von sich geben mußten. Man sehe Voyage dans la Palestine par Mr. de la Roque Amst. 1718. Seite 141.

Viertes Kapitel.

Einzug zu Hamsterfeld, wo Herr Zipplein den Honoratioren ein Deklamatorium über die Esel hält.

Nachdem ich obige Monatsglossen beendigt hatte, raffte ich mich auf, und verfolgte meine Reise. Ohne weitere Fährlichkeiten langte ich endlich am Thore von Hamsterfeld an. Der Thorschreiber hatte vor meiner Perücke weniger Respekt als vor meinem Hirschfänger, den er sah während seiner Bekomplimentirung unverrückt nach diesem ohne jene eines Blicks zu würdigen. Statt des Passes übergab ich auch ihm mein Ma-

gisterdiplom, aber er verstand leider nichts von der Latinität, und bat mich daher, ich möchte ihm diesen lateinischen Paß übersetzen. Ich sagte ihm also vor, was mir beliebte, und hob besonders meinen Magister der freien Künste heraus. Hiermit that ich mir aber mehr Schaden als Nutzen, denn in seiner Einfalt hielt mich der Mann für einen Freimann, oder doch wenigstens für einen reisenden Freibeuter, und ich konnte ihm nur dadurch eine Idee von meiner gelehrten Benigheit beibringen, daß ich mich für einen Deflamator, d. h. für einen reisenden Gelehrten ausgab, der, wie es der Thorschreiber nannte, fürs Geld den Leuten Schlumperlieder *) vorliest. Dieser Einfall kam mir in so fern gut zu Statten, daß mich nun der Bürgermeister des Orts um ein Deflamatorium ersuchen ließ, welches ich auch zur Bereicherung meiner Börse nicht versagte. Ich eröffnete es mit folgender Rede:

*) Schlumperlied bedeutet in einigen Gegenden Deutschlands ein weltliches Lied, im Gegensatz des geistlichen Liedes, und wird meist in spöttischer Beziehung gebraucht.

Deflamatorium

„Ihr Esel, die ihr alle seyd,
Euch Eseln geb' ich den Bescheid“

rede nicht ich meine hochgeehrte Versammlung an, sondern ein Amtmann apostrophirte auf diese Art einst seine Bauern.

Alles ist eitel und vergänglich, und da, wo lange Jahrhunderte der mächtige Schutzgeist Rom's gethront hatte, auf dem Capitol nisteten in der Christenheit sich — die hochwürdigen Väter Kapuziner (oder, wie andere sagen, Carmeliter) ein. Die Egyptier hielten die graue Farbe für unheilig und der Gotttheit zuwider, weil sie den Esel für unrein und teuflisch hielten — auch dieser Aberglaube ist vergangen, und häufig kleideten sich Geistliche und Schulmeister der Christenheit in Grau.

„So schwindet jeder Trug der alten Zeit.
Die Wage hebt, wie einst, Gerechtigkeit.“

Der Erzwater Jacob stellte auf dem Todtenbette seinem Sohn Ischaschar die Nativität, daß
er

er — ein heinern Esel seyn würde. Der gute Mann meynte es nicht so schlimm wie der Philosoph Diogenes, der, wenn er auf jemanden Eselsohren machte, wirklich böse Gedanken dabei im Schilde führte. Ueberhaupt will ich gleich Anfangs bemerkt haben, daß die Esel unter Juden und Christen von jeher eine fast edlere Rolle gespielt haben, als unter den Heiden und Türken. Wer gedenkt nicht mit Thränen in den Augen der Eselinn des Bileam, welche — eher zu reden anfieng als sie gefragt wurde? So sagt ja auch der ehrwürdige Vater Eucherius, daß das Füllen der Eselinn, welches Jesus bei seinem Einzug bestiegen, die simplicitas fidelium (gläubige Einfalt) bedeute, weil mit der alten Eselinn (den Juden) nichts anzufangen gewesen sei.

Ich glaube, es ist so ziemlich ausgemacht, daß der Esel kein ursprünglich deutsches Thier, sondern ein Abkömmling des glücklichen Morgenlandes ist. O, welch ein Verlust für die Jahrbücher der Geschichte, daß wir den edlen Mann nicht kennen, der zuerst in unser deutsches Vater-

land Esel gebracht hat! Mit Rührung nennt man den Verbreiter der Kartoffeln, noch glänzender würde der Verbreiter der Esel an dem Himmel der Weltgeschichte strahlen, und unserm schauenden Auge Thränen auf Thränen entlocken. Gleich ihm haben sich zu allen Zeiten begeisterte Eiferer für das Wohl der Menschheit bemüht, unserm Vaterlande, ja Europa überhaupt neue Bereicherungen aus dem Reiche der Kunst und Natur zuströmen zu lassen. Ich darf unter vielen Edlen nur an jenen hochherzigen Vater Kapuziner erinnern, der unserm Europa ein neues — Flohgeschlecht zugebracht hatte. In Südamerika ist der Floh Migua oder Pulex penetrans zu Hause, welcher sich in die Haut der Füße eingräbt, darin Eier legt, und so ziemlich heftige Entzündungen verursacht. Ein väterlichgesinnter Capuziner dachte nun darauf, diesen Floh auch in Europa einheimisch zu machen, und schiffte sich — mit einem solchen Flohneste im Bein — nach Frankreich ein. Leider hatte sich aber bei seiner Ankunft in Frankreich schon ein bösarziges Geschwür aus diesem Neste erzeugt, der edle Kapuziner konnte nur durch die

Abnahme des Weins vom Tode gerettet werden, und so war die ganze Floh-Propaganda, zum großen Verluste der europäischen Menschheit, schon im Keime vernichtet.

Man dankt den Ziegen die Auffindung des Orakels zu Delphi und die des Kaffees, und dieser epischen Einheit allein ist es zuzuschreiben, daß die Damen beim Kaffeetische meistens so viel — fabeln und orakuliren als einst die Priesterin des Apolls. Auch von dem geliebten Gegenstande unseres jetzigen Vortrags, auch von dem Esel hat die Geschichte die Auffindung einer ähnlichen Kunst aufbewahrt — die Kunst, die Weinstöcke zu beschneiden, und sie dadurch tragbarer zu machen. Ein edler Esel zu Nauplia war dieser glückliche Prognostiker, und daher hatten auch die Einwohner dieses Ortes dem Bacchus einen steinernen Esel aus Dankbarkeit aufgerichtet. So ist es auch rühmlichst bekannt, daß die Hyperboreer, die Bewohner des ewigen Frühlinglandes, dem Apollo Esel opferten, weil er sich über ihre wunderlichen Sprünge gar sehr ergötzte. Wegen der hochgeehrten Damen in unse-

ter Versammlung kann ich leider nicht ausführen, aus welchem Grunde die Esel dem Priap heilig waren.

Sie sehen, hochansehnliche Herren und Damen, daß der Esel schon im grauesten Alterthume ehrwürdige Rollen gespielt hat, und werden es daher sehr sachgemäß finden, daß der Esel bei den Cabbalisten das Symbol der Weisheit ist. Ließ nicht die Popäa des Nero, die an den Folgen eines — Fußtritts von ihrem erlauchten Gemahl während der Schwangerschaft starb, ihre Maulesel mit Gold beschlagen? Nichts als Verdienst, nichts als pures lauterer Verdienst! Welche gemüthliche Seele auch in dem edlen Thiere wohnt, will ich der hochgeehrten Versammlung nur aus einer einzigen Anekdote beweisen, die der französische Merkur vom Jahre 1769 enthält: „Zu Chartres in Frankreich lebte einst ein musikalischer oder vielmehr musikliebender Esel. Sobald sich im herrschaftlichen Schlosse Musik hören ließ, lief unser Esel sogleich aus dem Hintergrunde des Dorfs hervor, um zuzuhören. Die Gutsbesitzerin hatte

eine reizende Stimme, und sobald sie ihre Töne in die Concerte der Flöten und Violinen mischte, ermangelte der Esel niemals, sich in der Nähe des Orts, wo die Musiker spielten, an ein Fenster zu stellen. Da spitzte er seine langen Ohren, und horchte aufmerksam auf Gluck's oder Piccini's Sonaten! Als man einst ein Stück spielte, das ihm ohne Zweifel besser als die übrigen gefiel, verließ der graue Musikliebhaber plötzlich seinen gewohnten Posten, und gieng ohne Umstände in den Concertsaal, und um die Musik auf seine Art vollstimmig zu machen, fieng er aus Leibeskräften an zu — nagen.“ — He, wie gefällt das? Auch in den Ritterzeiten, in der poetischen Epoche der Deutschen, wie unsere poetischen Historiker der neuesten Zeit behaupten, gieng unser geliebtes Grauschimmelschen nicht leer aus: es wurden Eselslehen gestiftet. So erzählt Benk in seiner hessischen Landesgeschichte von dem Eselslehen zu Darmstadt. Diese Stadt gab jährlich den Herren von Frankenstein zwölf Malter Korn, damit sie einen Esel hielten, auf welchen die bösen Weiber, die ihre Männer geschlagen hatten,

gesetzt und zur allgemeinen Schau umher geführt wurden. Derjenige Mann, der sich bei der Schlägerei etwa feige benommen hatte, mußte zur Strafe noch obendrein den Esel selbst herumführen, auf welchem seine Ehehälfte thronete. — Wie sogar auch Stallmeister sich nicht schämten, auf Eseln in der Welt herum zu traben, beweist das edelste Herz unter allen Stallmeistern der Welt, der wackere Sancho Pansa. O, gute Seele, wie ist deines Gleichen so selten unter den Stallmeistern!

Man wird fragen, warum gerade der Esel ausgewählt wurde, um die bösen Weiber von Darmstadt herumzuführen? Die Antwort ist: Weil er von jeher ein absonderlicher Patron des — weiblichen Geschlechtes war. Die listigen Liebhaber des Alterthums hatten keinen stärkern Widersacher als den Esel des Silens wenn sie — schlafende Mädchen überrumpeln wollten. Als einst Priap die schlafende Vestal, die sich nach einem Gastmahle, wobei die Götter wacker gegescht hatten, auf den Rasen hingestreckt hatte, überraschen wollte, fieng der Esel des Silens

laut zu schreien an, und weckte die schöne Schläferin auf. Auch die keusche Nymphe Lotis ward durch Silens Esel vor den Umarmungen des Priaps gerettet, als sie schlafend von ihm bei Mondschein überfallen werden sollte. Sie können also glauben, meine hochgeehrten Herren, daß der Esel nicht wegen dieser Gefälligkeiten denn Priap heilig war, sondern — Sie verstehen mich schon!

Wir haben schon oben des heiligen Eucherius gedankt, und gedenken seiner hiermit abermal, wenn wir mit ihm behaupten, daß die wilden Esel in der heiligen Schrift die Eremiten bedeuten. Was anders, als die fromme Duldsamkeit und Entsagung der Welt kann es seyn, welche ihn auf diese Vergleichung der Eremiten mit den Eseln gebracht hat? Lafontaine fängt eine Fabel mit folgenden Worten an!

Deux coqs vivaient en paix,

Une poule survint —

Et voila la guerre allumée! *)

*) Zwei Hähne lebten in Ruh,

Ein Hennchen kam dazu:

Nun entbrennet grausamer Krieg!

Ich fange dagegen eine Geschichte, wo ein geistlicher Herr wegen eines Esels (man sieht also, sie sind ihnen gefährlich) fast um sein Land kam, mit folgenden Worten an:

Deux païs vivaient en paix,

Un âne survint,

Et voila la guerre allumée! *)

und erzähle den Stoff zu einer neuen Eseliade. Ludwig der Vierte, Landgraf von Thüringen stand mit einem — — Krämer in Schutz- und Trugbündniß (Compagnie klingt zu gemein), welcher mit einem Esel auf Messen und Märkten herumzog. Dieser hochfürstliche Bundesvetter (Compagnon) kam einst mit vielen Kostbarkeiten von Venedig, und wurde (ich kann Galetti als Zeugen aufführen) zu Würzburg ausgeplündert. Herr Ludwig ergrimnte gewaltig darob, bot sogleich seine Herren, Ritter, Knechte und Bauern auf, und fiel, mir nichts dir nichts, dem Herrn Bischoffen von Würzburg ins Land. Diese Heerfahrt kam dem geistlichen Herrn natürlich

*) Zwei Länder lebten in Frieden,

Bis sie ein Esel geschieden,

Und gegen einander gehezt!

sehr sonderbar vor, weil Herr Ludwig alle Ortschaften bis Würzburg — ausfengte und plünderte, und er ließ also höflichst um den Grund dieses seltsamen Besuchs bei Herrn Ludwig anfragen. „Ich suche meinen Esel, den mir seine Lehnsleute weggenommen haben,“ entgegnete Herr Ludwig. Der geistliche Herr schüttelte den Kopf darüber, daß ein Esel so viel Unheil in der Welt anrichten könne, ließ das Thier nebst dem Kram wieder ausliefern, und nun hatte — all' Fehd ein Ende.

Doch, dieß ist das erstemal nicht, daß der Esel den geistlichen Herren böse Streiche gespielt hat, auch der Quäckerprophet James Naylor weiß davon zu erzählen. Als er nemlich seinen prophetischen Einzug zu Bristol halten wollte, glaubte er durchaus auf einem Esel dabei paradiren zu müssen. Was geschieht? Er schickt in der ganzen Gegend umher, und — seine Jünger finden keine Eselin angebunden, die sie ablösen konnten. Nun war sein ganzer Einfluß dahin, man sah es offenbar, er sei ein schlechter Prophet, und seine Jünger fielen von ihm ab.

Die geistlichen Herren sollten sich auch jetzt noch so viel wie möglich aller Gemeinschaft mit den Eseln entschlagen. Denn wenn es wahr ist, was Sokrates beim Plato sagt, daß die Seelen der Schwelger nach dem Tode des Leibes in die Esel führen, so könnte man leicht auf die Meinung kommen, die geistlichen Herren ehrten in den Eseln nur — ihre verstorbenen Amtsbrüder. Freilich erzählt uns der nun ebenfalls verstorbene Lichtenberg, daß der Priester am Eselsfeste statt des Segens — dreimal wie ein Esel nah geschrien, und das Volk, statt des Amens, ebenfalls nah habe. Ich kann mir nicht versagen, den Unkundigen aus der hochgeehrten Gesellschaft hier bemerklich zu machen, daß das Eselsfest im 15ten Jahrhunderte zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten gefeiert wurde, und man dabei eine schöne Jungfrau nebst einem Kinde auf einem Esel in die Kirche geführt habe. Der Esel war so wie das Mädchen auf das prächtigste gepuzt, und die ganze Klerisei und eine Menge Volks führten diese drei fetirten Personen zur Messe an den Hochaltar hin. Jedes Stück der Messe, der Eingang, das

Kyrie, Gloria, Credo wurde mit dem erbaue-
lich-schnackischen (wie Lichtenberg sagt) Re-
frain Hmhan, Hmhan geendigt, und so der
Esel selbst mit schrie, war es am besten. Den
Herren, welche Lateinisch, und den Damen,
welche seither von dem französischen Militair so
viel Französisch — gelernt haben, theile ich ei-
nige Strophen des Liedes mit, das Sr. Herr-
lichkeit, dem Esel, zu Ehren gesungen wurde:

Orientis partibus
Adventavit Asinus
Pulcher et fortissimus
Sarcinis aptissimus.

Hez, Sire Asne, carchantez
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez
Et de l'avoine à planter. *)

*) In dem schönen Morgenland
Kam ein Esel hergerannt,
Schön, flink und munter
Wie der Eichel-Unter.

He, Herr Esel, blockt einmal,
Oder schlägt den Triller,
Dann tragen wir Heu euch in den Stall
Und Haber bringt euch der Müller.

Die alten chaldäischen Traumdeuter sollen behauptet haben, wem es träume, Eselsohren zu haben, dem stehe Kummer und Angst bevor. Lassen Sie sich nicht irre machen, schöne Herren und Damen, das ist nichts als eiteler Wahn. Erlauben Sie mir bemerkslich zu machen, daß schon Altvater Homer die Träume in wahre und eitele eintheilt, wie folgende Stelle aus dem 19ten Gesange seiner Odyssee beweist:

„Denn es sind zwei Pforten der nichtigen
Traumgebilde:

Diese von Elfenbeine gebaut und jene von
Horne.

Die nun gehn aus der Pforte geschnittenen
Elfenbeines,

Solche täuschen den Geist durch wahrheitlose
Verkündung;

Aber die aus des Hornes geglätteter Pforte
herausgehn,

Wirklichkeit deuten sie an, wenn der Sterbli-
chen einer sie schauet.

Wie sehr müßte sich mancher Recensent nicht
vor Antikritiken fürchten, wenn ihm nach Ver-

abfassung einer hämischen Recension träumte, er habe wie der schlechte Recensent Midas Eselsohren vom Apollo bekommen! Wie sehr würde das edle Recensentenhandwerk durch solche Träume in Verfall kommen! Nein, recensiren sie fest zu, meine Herren, verstecken Sie die langen Ohren unter der Perücke, und suchen Sie dem edlen Midas auch darin zu gleichen, daß zwar nicht das, was Sie berühren, aber doch die Kletze selbst, die Sie darauf anbringen, von der Redaction zu Golde gemacht werden.

Es ist wohl eine von den Römern hergebrachte Sitte, daß der Hauptgewinner beim Bogelschießen König genannt wird. Aber man sollte die Römer nicht allein hierin nachahmen, sondern auch den, welcher den schlechtesten Schuß gethan, den Schützenesel nennen. Wie schön würde es überhaupt lauten, wenn für Treffer und Rieten immer König und Esel gesetzt würde, und man nun an den Lotterieziehungen die Leute, welche nichts gewonnen, sagen hörte: ich habe heute in die Lotterie gesetzt, und bin ein Esel gewesen! Freilich gewann einst August die Schlacht bei Actium, weil ihm ein

Esel zur glücklichen Vorbedeutung ward, aber der Esel hieß auch Nikon (Sieger), und sein Treiber nicht Michel oder Hans, sondern Eutychus, d. h. der Glückliche. Die Schlachten der Alten waren auch kein Ballspiel, wie jetzt die unserigen. [Nemlich nur beim Ballspiele der Römer galt der Ausdruck König und Esel für Gewinner und Verlierer]. Daß übrigens selbst vornehme Herren sich gar nicht schämen dürfen, das Wort. Esel im Munde zu führen, beweise ich durch den Cicero, denn dieser Fürst der Beredsamkeit und (während seines Consulats) der ganzen cultivirten Welt, bedient sich in einer Rede der Worte: quid nunc te, Asine, literas doceam? non opus est verbis sed fustibus d. h. man müsse dem, der ein Esel sei, das ABC mit dem Prügel in der Hand lehren.

Weil ich eben bei dem ABC, dem Fundament der ganzen Gelehrsamkeit angelangt bin, so habe ich die schicklichste Gelegenheit, von den Verdiensten unsers Esels um die Literatur zu sprechen. Das gutmüthige Thier, das im Leben so viel Lasten getragen hat, trägt auf seiner Haut

nach dem Tode ebenfalls fort, zwar nicht mehr Mühl sacke und Spreuförbe, aber doch ätherische Gedankensacke d. h. die Genieblitze der Autoren in Worte eingesackt und eingeforbt. So wird also der Esel das wahre Unterpolster der Weisheit durch seine Pergamenthaut, nicht allein die Hieroglyphe derselben, wie oben bei den Cabbalisten. Daher hat schon die Schrift dem Simson den Eselskinnbacken in die Hand gegeben, um damit die Philister zu schlagen, eben weil die Schüler der Weisheit, die Studenten, nichts lieber thun, als arme Philister todtschlagen oder doch — prellen. Nach Radimonius soll der Hirnschädel eines Esels, in der Mitte eines Gartens begraben, Fruchtbarkeit bewirken. Das ist ganz natürlich. Wenn aus Simsons Eselskinnbacken endlich eine Wasserquelle ward, so wird doch wohl aus dem Gehirnkasten eines Esels eine Düngergrube werden können, wenn nicht etwa Gall die Sache anders betrachtet, und am Eselschädel vorzüglich das Befruchtungsorgan vorfindet.

Wie weit es übrigens Esel in dieser sublimarischen Welt bringen können, mögen Sie,

hochgeehrteste Herren und Damen, an jenen Eseln
ersehen, die für ihre erworbenen Verdienste von
den Göttern des Alterthums unter die Gestirne
versezt wurden. Als nemlich die Götter mit
den Giganten in einen Krieg verwickelt wurden,
kamen ihnen Bacchus, Vulkan und die Satyrn
auf Eseln zur Hülfe. Die Giganten, welche
noch keine Esel gesehen hatten, erschraßen schon
an und für sich über diese Thiere, noch mehr
aber, als diese gar zu schreien anfiengen, wur-
den feldflüchtig, und überließen den Göttern
den Sieg. Zur Vergeltung dieser Verdienste
wurden darauf die Esel ehrenvoll in das Zeichen
des Krebses am Himmel versezt. Zwar erzäh-
len andere Mythologen den Hergang anders,
und lassen die Esel wegen ihrer Verdienste um
den Bacchus in den Himmel versezt werden, aber
die erstere Erzählung verdient am meisten Bei-
fall, besonders da sie dem Herrn Herrmann,
dem Verfasser des Handbuchs der Mythologie,
so schöne Gelegenheit gegeben hat, über die Esel-
Cavallerie der höchstseeligen Götter unergründlich
gelehrte Noten zu schreiben. *)

Blicken

*) Man sehe den 3ten Theil seines Werks S. 182.

Blicken wir nun von diesen himmlischen Eseln herab auf unsere irdischen Esel, so müssen wir uns natürlicher Weise wundern, daß sie mit so viel Schimpf belastet werden. Wie einst das giftige Wasser von Monakris nur in einem Esels- hufe aufbewahrt wurde, so fassen wir neumodische Europäer alles Gift unsers Herzens in dem Schimpfworte Esel zusammen. Wie wenig Ehre das unserm Herzen macht, sehen Sie schon von selbst ein, und daher schlage ich vor, den Esel nicht mehr Esel, sondern Trägel zu nennen, welchen Namen er einst wirklich führte. So viel fremde Wörter Herr Campe aus unserer Sprache ausmerzte, so viel Gefallen fand er doch an dem Esel, und bedachte nicht, daß dieses Wort ursprünglich von Asellus herkommt, indem der Esel ja kein ursprünglich deutsches Thier war. Als Trägel wird unser Grauschimmelchen nemlich leichter wieder nobilitirt werden, denn als Esel, da der Name in der heutigen Welt alles ausmacht, und so kann er gar leicht wie Löwen, Elephanten und andere Thiere des Morgenlands zu der Ehre gelangen, als Symbol

des Verdienstes auf den Sternen eines noch zu
creirenden Ordens zu prangen, wie unter den
Sternen des Himmels.

Fünftes Kapitel.

Herr Zipplein ist in Angst, ob er mit seiner Stumpfnase durch die Welt kommen möge.

Die Erfahrung, die man selbst auf Reisen anstellt, ist mehr werth als alle Belehrung, die man aus Reichards Reisepassagier erlernt, den ich eben deswegen nicht gelesen habe. Seitdem ich fand, daß die Thorschreiber kein Latein verstehen, hatte ich auch die Regel abstrahirt, daß man ohne einen deutschen Passierzettel (ich weiß nemlich nicht, warum man bloß Paß sagt) nicht wohl in der Welt fortkommen könne. Ich

schrieb also mit einem expressen Boten nach Hause, meine Haushälterin solle sich einen Paß für mich geben lassen; und mir ihn zuschicken.

Das Unglück war nun aber das, daß der Aussteller des Passes sich meiner Figur nicht mehr genau erinnern, auch sie aus den statistischen Nachrichten, die er bei meiner Haushälterin darüber einzog, nicht ganz richtig zusammenstopfeln konnte. Als daher der Paß bei mir anlangte, war meiner Figur hier und da beträchtlicher Eintrag gethan, und statt einer Stumpfnase hatte mich der Paßaussteller mit einer wohlproportionirten Nase versehen.

Ich weiß nicht, welchem System über Nasen mein hochgeehrter Leser zugethan ist, ob dem kalmuckischen oder zirkassischen, und ob ich daher durch diese Personalaccidenz in seinen Augen verliere oder gewinne. Aber das war doch ein fataler Umstand, daß die Thorschreiber weder das zirkassische noch das kalmuckische Nasensystem verstehen, sondern nach ihrer eigenen Naseweisheit geradezu und ohne Appellation entscheiden

können, ob ich mit meiner Stumpfnase der beschriebene Passiermann mit der wohlproportionirten bin, oder ob ich zu arretiren sei. Ein Sophist könnte freilich leicht einen großen Streit darüber anfangen, daß Stumpfnasen gar wohl zu den wohlproportionirten Nasen gehören können, indem dieß ein sehr relativer Satz sei, aber ich glaube, ein Thorschreiber hat so wenig Lust, dergleichen Sophistereien anzuhören, als ein Rabbiner Vergnügen daran fände, die Capitel des Herrn Tristram Schandi über die Nasen durchzulesen.

Indessen war der Sache nun einmal nicht weiter abzuhelfen, und ich war daher der festen Ueberzeugung, daß nichts auf der Welt den Dichtern, Advokaten und Beichtvätern, Pfälz- und Salzgrafen, Maltern und Schlossern, Roßkämmerern und Thorschreibern mehr Verdruß und Mühe gemacht habe, als — — die Nase. Ja unzählig sind die Menschengeschlechter, welche ihr Unglück von der Zeit an datiren, wo sie — eine Nase bekommen haben. Ich rede hier nicht von jenen kleinen Kindern, welchen eine blaue

Aber, queer über die Nase laufend, ein sicheres Prognostikon des Todes ist, sondern von allen jenen großen Kindern, welche in ihrem Leben mehr als einmal — mit einer langen Nase abgezogen sind.

Man hat einst die Frage aufgeworfen, wie sich wohl Urgroßmütterchen Eva geschneuzt haben möge, weil man Bedenken trug, bei der ersten Dame der Welt, der Mutter aller Kaiserinnen, Königinnen und Prinzessinnen, jene natürliche Abführung des Nasenschleims anzunehmen, die man so oft bei den Bäuerinnen bemerkt. Man mußte wohl, daß es ihr nicht zwei Finger über der Nase fehlte, weil sie ihr theueres Ehegespan, Herrn Adam, so wohl und gut an der Nase herumführen konnte, aber man wollte nur wissen, ob sie auch immer *emunctae naris* *) gewesen. Den Fragern gieng es nemlich so, wie jenem chinesischen Minister, der ein mit Schatzirung gehörig gemahltes Portrait des Königs

*) Der geneigte Leser schlage hier gefälligst sein lateinisches Lexikon nach.

von England deswegen tadelte, weil es durch so viel Schmutz um die Nase herum verdorben sei. (Weil die Chinesen nemlich ohne Schattirung mahlen, so hielt der Minister die Schattirung der Nase für Schmutz.) Jene Frager wollten bloß deswegen Urgroßmütterchen Eva ohne allen Schmutz an und in der Nase erblicken, damit sie nicht — — in Schatten stehe, wenigstens in Rücksicht auf ihre Nase.

Wie Mercutio bei dem Shakespear die Fee, Frau Mab, des Nachts ihren Umzug halten läßt, so fährt sie vorzüglich auch über die Nasen der Hoffschranzen und geistlichen Herren. Es heißt da:

Bald trabt sie über eines Hofmanns Nase,
Dann wittert er im Traum sich Klemter aus.
Bald kitzelt sie mit eines Zinnshahns Federn
Des Pfarrers Nase, wenn er schlafend liegt:
Von einer bessern Pfründe träumt ihm dann.
Aber ich will die Nasen dieser respektabeln Hof-
und Himmelsdienerschaften in Rücksicht auf die
durch sie erregten Träume ungeschoren lassen, und
mich fürs erste nur an die Nasen der gewerb-

treibenden Menschen, vom geheimen Cabinetseger an bis hinauf zum nicht geheimen Schieferdecker und Thurmknopfsaufseher halten. In dem Lustwalde, welcher aus den Nasen beider Gewerksklassen und der ganzen Jacobsleiter dazwischen so anmuthiglich emporschiebt ist mein Posten, und zwar nicht als Jäger, sondern als physiognomischer Trüffelhund. Ich bin aber keiner jener physiognomischen Piemonteser (die besten Trüffelhunde kommen aus Piemont), welche das Zeichen der verletzten Jungfrauschaft an der Nase suchen (wie Einige wirklich gethan haben), auch beobachte ich nicht bloß das Näblein an den Fährten wie die Jäger, sondern ich will nur an den Nasen die Gefahr auswittern, die mir von der mit der Nase versehenen Person droht, und ob ich innerhalb oder aufferhalb eines Lanzenwurfs mit ihr unterhandeln darf, wie die Welzhändler mit den Wilden, je nachdem sie ihnen trauen oder nicht. Der breitgerissenen Nase eines Schuhmachers, und der muskulösen eines Fleischers traue ich weit mehr, als der feinen Nase eines Hofmannes (ungeachtet nach Lavater eine feine und noch dazu spizige Nase Wiß bedeuten

soll) und unterhandle daher mit den beiden ersten immer innerhalb, mit der letzten aber ausserhalb Lanzenwurfs, und scheere mich nicht das Mindeste um das Kriminalrecht, welches die Fleischer zum Morde geneigter hält als die Hofleute. Das Kriminalrecht sollte nur einige Zeit lang unter den Hofleuten — praktiziren, dann würde es schon Mores lernen. Welche wackere Menschen aber die Schuster sind, beweist folgende Thatsache. „Bei einer englischen Parlamentswahl bewarben sich zwei Männer, welche gerne in das Parlament gewählt werden wollten, um die Stimme eines Schuhflickers. Sie boten ihm Geschenke an, allein er schlug sie großmüthig aus, und sagte, er wolle dem seine Stimme geben, der ihm die Hand küßte. Der ehrgeizigste dieser Parlamentskandidaten ließ sich diese Erniedrigung gefallen, und forderte dann des Schuhflickers Stimme. Aber Meister Crispin sagte:“ Diese bekommt ihr nicht, denn wer sich wegwirft, mir meine Peckhand zu küssen, der wird sich auch nicht weigern, dem Minister den H^o zu küssen.“ So hätte kein mit seiner feinen Nase begabte Hofschranz gehandelt!

Aber doch habe ich nie herausbekommen können, und deswegen bin ich in keiner geringen Angst, — nemlich, was die Nase der Schneider in physiognomischer Hinsicht bedeutet, ob Gefahr oder Schelmerei. Seitdem ich weiß, daß man einen Menschen mit einer bloßen Nadel tödten kann, die man in das Rückgrath bis auf das Mark hinein schiebt, lebe ich in ewiger Angst vor den furchtbaren Banditenstößen — der ehrsamem, im übrigen auch furchtsamen Schneiderzunft. Dem Schneider Muggleton (sprich Mockelton) in England fiel es mir nichts, dir nichts ein, er und sein Amtsbruder Reeve (Rive) seien nach Kapitel elf, Vers drei die zwei Zeugen der Offenbarung, welche, mit Säcken angethan, tausend zweihundert und sechzig Tage weissagen sollten. Wie leicht könnte es nicht einem andern Schneider einfallen, auch die übrigen Functionen jener Zeugen zu verrichten, denn im 5ten Verse heißt es: „und so jemand sie (die Schneider) will beleidigen, der muß getödtet werden.“ Wie leicht könnte Meister Schnipp sich beleidigt halten, und mir seine Nadel in das Rückenmark schieben! Es war daher gar nicht übel, wenn

man die Nasen der Menschen in zwei Klassen theilte, wie die Kopfstämme die der Pferde, nemlich in Rammsnasen und Hechtsnasen, und unter erstere die gutmüthigen (Rammsnase heißt eigentlich soviel als Schaafsnase) unter letztere die gefährlichen oder uns leicht fressenden Menschen zählte. Da mußte man doch wie man mit den Schneidern daran wäre!

In Prag lebte ein Beichtvater, der durch den bloßen Geruch die Tugendhaften von den Lasterhaften unterscheiden konnte. Diese Eigenschaft wäre manchem Beichtvater angenehm, aber nicht um Tugenden und Laster, sondern um das Beichtgeld recht gut auszuwittern. Es ist unglaublich, wie weit es manche Menschen in der Schärfe des Riechsinnß bringen. Die Einwohner von St. Kilda, einer schottischen Insel, haben so feine Geruchsnerven, daß sie sogleich den Schnupfen bekommen, wenn fremde Menschen oder Baaren auf ihre Insel gebracht werden. Es wäre daher gar nicht übel, wenn man in Zukunft alle Mautner und Polizeivisitatoren aus dieser Insel verschriebe, denn diese würden es

Dann den Menschen und Sachen sogleich anriechen, ob sie gefährlich und verdächtig wären oder nicht. „Er hat's benießt“ würde es dann immer heißen, wenn ein Verdacht sich durch das Geruchsorgan gegründet gezeigt hätte. Eben wegen dieser Möglichkeit, durch die Nase das Verborgene aufzuschließen, haben die Schlosser die Mitte der Bärte an den französischen Schlüsseln Nase genannt.

Wenn ich frage: wer wird bei der Nase aufgehängt? so heißt es — die Ziegel, und, wer verliert und bekommt abwechselnd die Nase? so heißt es — der Hund. Mann kann es also nicht übel nehmen, wenn man denjenigen Behörden, welche theils hängen lassen, theils Verlust und Gewinn austheilen (ich meine: den Juristen) wächserne Nasen beilegt, womit nichts als die Veränderlichkeit ihrer Functionen angedeutet wird. Wächserne Nasen sind doch immer besser als Wassernasen, dergleichen die Gläser zum Ablaufen des Wassers an die Fenster anbringen, denn am Wachs bleibt manches hängen.

In unserm cultivirten Europa sind wir freilich so weit gekommen, daß wir uns Manches in die Nase stechen lassen, aber soweit haben wir es doch noch nicht gebracht, daß wir ganze Plantagen auf den Nasen anpflanzen, wie die Itukalis. So wie einer dieser Wilden einen Feind erschlagen hat, so schlißen ihm seine Freunde die obersten Theile der Nasenhaut auf, und schieben Palmknospen hinein: so entstehen Warzen, und je mehr feindliche Köpfe sie abgehauen haben, desto mehr Warzen bilden sie, so daß bei manchem die ganze Nasenwand, von den Augenbraunen bis zur Spitze der Nase, eine schreckliche Aufgetriebenheit oder Geschwulst darstellt. Wie schön wäre es, wenn wir Europäer diese Sitte aufnähmen, und nach jedem moralischen (wenn die physischen nicht zureichen sollten) Todtschlag, eine solche Inoculation veranstalteten, und es zu ganzen Pappelalleen, Rosenhainen und Nelkenfloren brächten, so daß die der Nase nöthigen Wohlgerüche auf ihr selbst wüchsen und gediehen!

Statt aber obenauf einzuimpfen, impfen wir desto mehr von unten in die Einsauggefäße

der Nase ein, und machen uns durch unsern Schnupftabak nur noch mehr Schlacken. Denn auch im Hüttenbaue heißt die äußerste Spitze des Gebläses Nase, und es giebt daselbst ebenfalls Nasenschlacken. Wir haben freilich unsere Nerven zu sehr verfeinert, als daß sie mit unserm natürlichen Geruche zufrieden seyn könnten; fast haben wir vielmehr unsern Wohlgeruch verloren, wie einst die Kinder Israel vor dem Pharaon. Immer aber will ich lieber Schnupftabak in der Nase dulden als Polypen, deren es für die Nase sehr vielerlei giebt, wenigstens Fleischpolypen, bösartige Polypen, und Schleimpolypen. Die Nasengrundel aber wachsen nicht in der Nase sondern im Wasser.

Wer bei den Malagen den andern grüßt, fährt mit seiner Nase auf die Nase dessen, der gegrüßt wird, und dieser bedankt sich dadurch, daß er die Hand des erstern ergreift, und sie derb an die Nase und an den Mund reibt. Bei diesem Bekomplimentiren müssen sich doch die Leute gerade in die Augen sehen, was wir Europäer bei manchem Gruße gerne vermeiden möch-

ten, auch kommt man dabei dem Frauenzimmer besser auf den Leib und vor die Brust, als wenn man nur die Hand küßt. Sollte ja zu befürchten seyn, die Nasen möchten sich hierbei zu stark abnußen, oder einer dem andern den Schnupfen während des Benasens und Begrüßens mittheilen, so schiebe man nur die Brille besser vor, und dann steckt die Nase gedeckt dahinter. Es ist billig, daß die Nase, welche den Brillen so viel Dienste erzeigt, und sie wie ein geduldiger Esel bei allen Lob- und Schimpfspielen auf sich herumreutern läßt, anderweitige Entschädigung erhält. Wahrscheinlich war diese Nasenbegrüßung ehemals in Europa einheimisch, und ist nur wie andere löbliche Sitten in Verfall gekommen; das Sprichwort: „Zupfe dich bei deiner Nase“ entstand dann, als das Benasen schon ziemlich abgekommen war, und nur ein Schadenfroher oder Tadler dem Andern statt des Grußes eine Bosheit an und unter die Nase reiben wollte.

Mannigfaltig ist der Gebrauch der Nasen: die Agrikultur, die Schifffahrt, die Sattler und Tischler können durchaus ohne Nasen nicht fertig

werden. Ich meine nicht, daß unbenäste Landwirth und Schiffer nicht zurecht kommen, oder den Wind, Regen und Nebel nicht wohl auswittern können: auch will ich nicht behaupten, ein unbenäster Sattler und Tischler könne keine gute Arbeit liefern: nein, ich meine nur, so wie es in der Naturgeschichte ungehörnte Nasehornvögel giebt, so brauchten auch alle (wenn gleich unbenästen) Landwirth, Schiffer, Sattler und Tischler dennoch respective eine Nase am Streichbret des Pflugs, einen Schiffsschnabel (im Niedersächsischen Nase genannt), einen Nasenteil im Sattel, und eine Nase am Hobel. Vergeblich würde man diesen guten Leuten zurufen: Laßt die Nase davon! Gerade vor unsern Nasen würden sie mit den Nasen ihrer respectiven Gewerbe zu thun haben. Wir möchten dann immerhin die Nase rümpfen, oder unsere Nasen viel höher als sie die ihrigen tragen.

Dieserhalben bin ich der Meinung, daß Nase ein altes ursprüngliches, nicht erst aus dem Lateinischen eingebürgertes deutsches Wort ist. Sollte sich auch der alte Deutsche nicht darauf
auf

auf verstanden haben, sich selbst eine Nase zu drehen? Man führe aus Udelung nicht dagegen an, daß beim Curtius, Lucan, und Silius Italikus die Seeräuber Nasemänner (Nasamones) genannt werden. Wer wird denn die Nase dahinein stecken, wohin sie nicht gehört? Nasamonen sind noch keine Nasemänner. Wäre ich ein Regent, so würde ich denjenigen, welcher die einheimische Abkunft der Nase leugnet, im Leben jährlich zu 365 $\frac{1}{4}$ (wegen der Schaltjahre) Nasenstübern, und nach dem Tode zum Begräbniß in einer Nasenquetsche [niedrigem Sarge] verurtheilen. ———

Mein Deklamatorium war, wie ich noch nachholen muß, zur großen Erbauung von Hamsterfeld ausgefallen, so daß ich auch länger an diesem Orte zu verweilen gestimmt wurde. Nachdem ich mich aber in allen Vergnügungen dieses Ortes, dem ich hiermit nochmals ein Lebewohl nachrufe, gesättigt, ergriff ich meinen Wanderstab, und langte endlich wohlbehalten an den Thoren von Ziegenburg an.

Sechstes Kapitel.

Von der großen Revolution der Schneider in Ziegenburg, nebst andern lustigen Sachen.

Als ich zur Stadt Ziegenburg hineinwanderte, fand ich alles in großem Aufruhr. Das Militär war mit scharfen Patronen und scharfgeladenen Kanonen aufgezogen, um die löbliche Schneiderzunft in Ordnung zu erhalten, welche verheerend durch die Straßen gezogen war, und alles über die Klinge springen lassen wollte. Es hatte nemlich ein Spaßvogel bei nächtlicher Weile ein Bild an ihre Herberge angenagelt, worauf ein auf einem Bock reitender Schneider zu sehen war, de

als irrender Ritter die Hölle stürmen wollte, um aus deren Diebsquartier seine verstorbenen Kollegen zu befreien. Dieses Pasquillgemählde hatte natürlich die löbliche Schneiderzunft empört, und da viele Menschen sich vor ihrer Herberge versammelt, und sie über diesen Unfall bespöztelt hatten, so war der Heldengeist in diesen Ritzern der Nadel erwacht: sie machten einen Ausfall aus der Herberge, zerstreuten und verfolgten ihre Feinde, und schlugen alles in denjenigen Häusern zusammen, wohin sich ein solcher Feind flüchtete. Darüber kam nun die ganze Stadt in Alarm, das Militär rückte aus, um dem Heldensinn der Schneider Schranken zu setzen, und niemand sprach den ganzen Tag von etwas Anderm, als von diesem Vorfall.

Sonderbar, dachte ich bei mir, daß böse Christen von jeher die Schneider mit Böcken verglichen und ihre Ehrlichkeit in Zweifel zogen! Aufrichtig gesprochen ist wohl nichts Entehrendes in dem Beinamen Bock, denn bei den alten Deutschen (woher sich dieser Spitzname der Schneider schreibt) war der Bock das Sym-

bol des Liebesdranges. Diejenige Wittwe z. B., die sich nicht mit ihrem Stand zurecht finden konnte, sondern zur zweiten Ehe schritt, mußte die Erlaubniß dazu durch Geld erkaufen, daß sie in einem Bockssbeutel überbrachte. Da nun die Schneider überhaupt gern gallante Rollen spielen, so sehe ich nicht ein, warum sie sich über die Benennung Bock so sehr entrüsten. Wie der Weltumsegler Pigafetta erzählt, machen sich die Bewohner der Insel Massua Panzer von Büffelleder, und heften sich vorn und hinten Ziegenschwänze an. Halten diese ehrlichen Leute die Anheftung von Ziegenschwänzen für keine Schande, so können sich die europäischen Schneider noch weniger dadurch entehrt halten, daß man ihrem bloßen Namen einen Bocksschwanz anheftet, da ja sogar manches Militär (der geehrteste Stand) wirkliche Pferdschwänze auf die Helme heftet, und die Fürsten wirkliche Hermelinschwänze an ihren Mänteln tragen. Ueberhaupt sollten die Schneider nur Gott danken, daß unsere Nation nicht in Hindostan wohnt, wo die Schneider gar nicht existiren können, weil man daselbst alle Kleider ohne Naht trägt: Schlegels Weisheit der In-

dier sollte daher mit Recht auch unter dem Schneiderhandwerk die größten Opponenten finden. Ja vielleicht erbarmt sich noch Herr Bernhardt, der schriftstellernde Schneidermeister zu Dresden, über Herrn Schlegel, und kappt ihn mit seiner indischen Weisheit ab, und wirft ihm in den Bart, daß er bisher noch keine deutsche Weisheit gezeigt habe, und also die der Indier noch weniger rühmen könne. — Uebrigens übergehe ich die bekannte Anekdote mit Stillschweigen, nach welcher die Schneider den Namen Böcke dadurch erhalten haben sollen, daß sich in einer ausgehungerten Stadt ein Schneider in eine Bockshaut eingenäht habe und auf dem Walle spazieren gegangen sei, um die Belagerer zu überzeugen, daß die Stadt noch Fleisch habe.

Der bekannte spaßmacherische Professor Taubmann zu Wittenberg nannte seinen Nachbar, Meister Christian, der ein hinkender Schneider war, nur den Meister Simile, weil man im Sprichwort sagt: Omne simile claudicat. [Zu Deutsch: Alles Aehnliche hinkt.] Ich bin gleichfalls der Meinung, daß die Aehnlichkeit der Schneider mit den Böcken ein solcher hinkender

Meister Simile ist. Soll und muß der Schneider ja mit einem Thiere verglichen werden, so vergleicht ihn doch lieber mit seinen Collegen den Krabben und Krebsen. Das sind doch stattlichere Thiere! Wenn die Landkrabben im April und May in Westindien aus ihren Höhlen dem Meere zueilen, bedecken sie das Erdreich gleich einem ungeheueren Kriegsheer, und bilden Colonnen von 50 Schritt Breite und mehreren englischen Meilen Länge. Wie ein ganzes Heer Reifiger und Fußknechte rasselt diese gepanzerte Armee, so daß man des Nachts darob kein Auge zuthun kann. Wie ächte Krieger marschiren sie nur gerade aus, kein Haus, keine Kirche ist ihnen unübersteiglich, und oft hat man gesehen, wie sie Nachts auf der einen Seite zu den Fenstern hineingestiegen, die Schlafenden erschreckt haben, und zu den Fenstern der andern Seite wieder hinausgestiegen sind. Selbst gegen Menschen, die sich ihnen in den Weg stellen, drohen sie mit emporgehobenen Scheeren, und kneipen sie oft schmerzhaft, nachdem sie diese Instrumente zuvor mit vielem Geräusche an einander geschlagen haben. — Und sind denn etwa die Schneider

weniger kriegerisch? Wer wird auf den Flügeln angestellt in jenen Tagen, wo es mit Pulver und Blei heiß hergeht und Schuß auf Schuß fällt, wer anders als die — — Jagdschneider? Freilich sind's nicht die Flügel einer Armee, deren Feinde auch schießen, aber es gehört denn doch auch dazu Muth, daß man schußgerecht bleibt. Die mutigsten Pferde müssen oft lange dressirt werden, bis sie das Schießen vertragen lernen. Außerdem haben die Jagdschneider auch die Wunden des — — Jagdzeugs zu verbinden, und erhalten deshalb auf jedem Flügel etwas neues und altes Tuch, festen doppelten Zwirn, Wachs und Nadeln, Anebel und Bindfaden, Ringe und Einfaspleinen. So leben sie im beständigen Anblick des Todes und der Verstümmelung.

Spiegel de humani corporis fabrica sagt:
„Einzig der Mensch kann unter allen Thieren bequem sitzen, denn er erhielt fleischige und große Hinterbacken, welche ihm statt der Unterlage, Kissen, und gepolsterten Soffa dienen, damit er durch das Sitzen keine Beschwerlichkeit empfindend, den Geist besser beschäftigen könne mit Nach-

denken über göttliche Dinge.“ Aber jenes Unterpolster der Weisheit wird am meisten von den Schneidern gebraucht, ohne daß dieser Stand eben die meisten gottseligen Betrachtungen anstellt. Ich glaube daher, daß, wie nach der Meinung eines Alten weder zu große Armuth noch zu viel Reichthum der Weisheit zuträglich ist, das viele Sitzen noch weniger dazu verhilft. Zwar ist mir wohl bekannt, daß man sonst in London theologische Klubbs hielt, in welchen jeder Eisensieder, Fleischer, Schuster und Schneider für 6 oder 12 Penze (Kreuzer) Einlaßgeld über die dunkelsten Glaubenslehren und spißfindigsten theologischen Fälle disputiren durfte: aber die englischen Schneider sind auch wahre Teufelskerls, wie denn auch die Engländer ein Lied singen, das „der Teufel unter den Schneidern“ heißt, während wir Deutsche dagegen nur singen: „Es ritten drei Schneider zum Thor hinaus, hopphopp &c.“ *) Daß die eng-

*) Es hat mich gewundert, daß in des Knaben Wunderhorn Liedern letzteres nicht zu finden ist, und daß dagegen das Schneiderlied von Günzburg nicht überschrieben wurde: Der Teufel unter den Schneidern.

lischen Schneider wahre Teufelskerl sind, will ich durch folgende Anekdote beweisen: „Unter den Parlamentscandidaten für Berwick befand sich auch ein Herr Taylor (Schneider), der aber wohl wußte, daß diejenigen Wahlherren dieser Stadt, welche sich zu London aufhielten, von seinen Nebenbuhlern gewonnen waren, und sich auf der Themse einschiffen sollten, um in Masse zur Wahl zu kommen. Was thut Herr Taylor? Er gewinnt den Capitän des Schiffs für 500 Pfund Sterling, daß er die Wahlherren einnimmt, aber nicht nach Berwick sondern nach — — Norwegen führt, und so dem Herrn Taylor gewonnen Spiel macht.“

In England spielen die Schneider große Rollen. London ist in 24 Corporationen (Zünfte oder Viertel) eingetheilt, darunter 12 den Vorzug haben, daß der Lord Major (Bürgermeister) aus ihnen gewählt wird. Unter diesen zwölf vorzüglichen Corporationen ist die der Schneider die siebente, und in ihr waren 7 Könige, 17 Prinzen und Herzoge, 2 Herzoginnen, 31 Grafen, 1 Erzbischoff, 24 Bischöffe, 36 Baronen, und

noch eine ganze Menge vornehmer Leute eingeschrieben. Auch der berühmte Quäcker Thomas Woolman, der zuerst auf die Abschaffung der Negerclaverei antrug, war ein Freeman (Mitglied) in der Corporation der Schneider. Aber dafür haben sich die Schneider von jeher um England verdient gemacht, selbst im Kriege, denn wenn es keine Schneider giebt, giebt es keine Hosen, und wenn es keine Hosen giebt, giebt es kein bequemes Mittel — — Kriegsgefangene festzuhalten. Ein englischer General nemlich, der nach einer gewonnenen Schlacht mehr Gefangene gemacht hatte, als er selbst stark war, ließ, um sich ihrer zu versichern, jedem eine Portion Galappa eingeben und dazu die Hosenbünde aufschneiden. So mußten ihre Hosen ihnen zu Fußschellen und Fesseln dienen.

Aber wer hat die Schneider geschaffen? Gewiß nicht der liebe Herrgott, sondern wir mode-süchtigen Menschen, und mit der Zeit müssen sie auch wie die Sodomiter untergehen. Schon im Jahre 1774 erfand der Franzose Bedeau eine Maschine, allerhand Hemden, Nachthauben, Schlafhosen und Beinkleider ohne Naht zu ma-

chen, und die Akademie zu Paris meldet, daß es schon vor ihm dergleichen Erfindungen gegeben habe. Wenn das Ding so fortgeht, so sind die Schneider bald Invaliden, und unsere wohlweisen Stadträtthe haben schon jetzt darauf zu denken, den armen Teufeln Spitäler aufzubauen. Wer bürgt uns dafür, daß nicht jeden Augenblick die Pabulatoren wieder aufleben, jene Mönche des dritten Jahrhunderts, welche weiter nichts als die Schamtheile bedeckten, in Wäldern und Büsten von Wurzeln und Kräutern lebten, und so dem lieben Vieh gleich zu kommen suchten? Denn jetzt wird gar viel Philosophie getrieben, und unsere Philosophen könnten es in ihrem Uebermuthe leicht dem indischen Philosophen Sphines nachmachen, der dem von Alexander dem Großen an ihn abgeschickten Cyniker Dnesikritos in einem trozigen und übermüthigen Tone befahl, alle Kleider auszuziehen, und seine Reden nackt zu vernehmen, anders würde er nimmermehr mit ihm sprechen, und wenn er vom Jupiter selbst käme.

Das löbliche Schneiderhandwerk steht also jetzt eben in einer großen Krisis. Herr Hartz-

mann sagt in seiner Hebräerin am Puktsische, daß die Oberkleider der Hebräer einen so universellen Schnitt gehabt hätten, daß sie auch als Teppiche, Schabraken für Kameele, Pferde und Esel, als Bettücher, Zudecken, Säcke, Futterale, Vorhänge, und Schiffsseegel gebraucht werden konnten. Bei uns sind die Unterhosen freilich auch das Seegel, welches uns in das Ehebett hineintreibt, aber wenn nun die Mode durchaus darauf bestünde, die Beinkleider sollten in Zukunft auf die Art gemacht werden, daß man sie auch als Schabraken zum Reiten, als Futterale für Schießgewehr, als Vorhänge vor dem Brautfranz, als Zudecken des Ehebettes, als Teppiche in der Brautkammer, und Säcke für den Ehe-seegen brauchen könnte, würde wohl in aller Echnneider auf Gottes Erdboden Köpfen so viel Wiß anzutreffen seyn, um diese Forderungen zu erfüllen? Eher würden sie, wie die Eskimaux, Hemden aus Fischblasen, oder, wie die Elfen, Röcke aus dem Balg von Fledermausflügeln *)

*) Im Sommernachtsstraum sagt Titania zu den Elfen:

machen, als jene Aufgabe lösen. Ich vermuthe daher, daß die Schneider die größten Freunde der Türken sind, und daß es ihrem Einflusse in die europäischen Cabinette allein zuzuschreiben ist, daß die Türken noch nicht aus Europa gejagt, und von der Erde vertilgt worden sind. So wie nemlich deutsche Philosophie dem Muhamedanismus überhaupt entgegengesetzt ist, eben so ist sie es auch in puncto der Schneider. Deutsche Philosophie führt, wie wir gesehen haben, endlich (wegen ihres Uebermuths) zum Nacktgehen, der Muhamedanismus hingegen zu schöner Bekleidung. Am Bairamsfeste zieht jeder Türke ein neues Kleid an, die Reichen schenken einander Raftans und andere schöne Kleider, und der Sultan und die Großen opfern Schaafse (die Cousins der Böcke) mit goldenen Hörnern.

Von den reichen Stoffen, welche die Prinzessinnen und vornehmen Damen an den Geburts-

Ihr tödtet Raupen in den Rosenknospen,
Ihr andern führt mit Fledermäusen Krieg,
Bringt ihrer Flügel Balg als Beute heim,
Den kleinen Elfen Röcke draus zu machen.

tragen des Königs und der Königin von England tragen, werden Probestückchen durch alle Theile des großbritannischen Reichs versendet, und mehrere Familien verwahren ein hochheilig gehaltenes Reliquienkästchen solcher Proben unter der jetzigen und vorigen Regierung. Auch hierin zeigt sich unser deutscher Schneiderhaß, daß wir dergleichen Reliquien nicht schätzen, sondern es höchstens unsern Chroniken überlassen, von alter Tracht etwas zu erzählen. So erzählt eine alte Deutsche Chronik, Junker Valentin habe im Jahre 1560 einen Wolfspelz getragen mit schwarzem Zwillch überzogen, auch ein paar lederne Hosen mit einem rothen lundischen Ueberzug und mit schwarzem Wacheyer (die Chronik schreibt *W a c h E y e r*) durchzogen. Auch melden alte Schriften, daß Herzog Heinrich von Sachsen, der gerne Biersuppe mit gekochten Heeringen aß, einen Wolfspelz getragen habe und Pluderhosen. — Das waren goldene Zeiten für die Schneider, denn zu Pluderhosen wurden fast hundert Ellen Tuch verschnitten! Noch goldener war das 6te Jahrhundert, denn hier hatten die Schneider noch mehr zu thun, weil die Steuern — — in

Kleidern gegeben wurden. Die alten Thüringer gaben nach ihrer Besiegung durch Ludwig im Jahre 529 Honig und leinene Polröcke (Faltensröcke) als Tribut.

In dem obenangeführten Londoner Klub wurde einst drei Stunden lang zwischen einem Schuster und Schneider disputirt, ob es besser sei eine Wittwe, oder eine alte Jungfer zu heirathen. Nachdem sich beide Partheyen auf das hitzigste herumgestritten hatten, verlor endlich Meister Schnippschnapp, und Meister Crispin behielt die Oberhand. Mancher Sieg ist aber, wie alle Kriegshelden wissen, einer Niederlage gleichzurechnen, und daher hat meiner Meinung nach auch eigentlich der Schneider gesiegt. Denn welche zarte Gemüthlichkeit und Poesie liegt nicht darinnen, die Sache der Jungfrauschaft zu vertheidigen, auch wenn sie schon ziemlich zusammengewelkt ist? Der Gürtel unverletzter Jungfrauschaft muß dem Schneider auch darum heilig seyn, weil im Orient die Gürtel der Frauenzimmer sehr kostbar sind, und ein Schneider also auch etwas dabei verdienen kann. Eben so

hat das Singspiel Gita = Govinda folgende zart-
gefühlte Stelle über die Gürtel der Frauenzim-
mer: „Ach, siehe, wie er um die Mitte ihres
Leibes einen reichen Gürtel bindet, erleuchtet
von goldenen Glöckchen, die, indem sie erklin-
gen, zu verspotten scheinen den geringern Glanz
der Blätterfränze, welche Liebende an ihre Laube
zu hängen pflegen, sich den Gott des Verlan-
gens günstig zu machen.“ Die persischen Könige
bestimmten daher auch den Ertrag fruchtbarer Pro-
vinzen und herrlicher Städte ihren Gemahlinnen
zu den Ausgaben für ihre kostbaren Gürtel. Das
war auch schicklicher, als wenn sie ihnen, wie
jetzt geschieht, Nadelgelder ausgesetzt, und somit
den Schneidern ins Handwerk zu pfuschen befoh-
len hätten.

In den Londoner Magazinen, wo mit
Waaren aller Art aus der zweiten Hand Ver-
kehr getrieben wird, gucken oft Newtons Wer-
ke aus einem Haufen Schlafmützen hervor,
und eine große Ausgabe von Pufendorf de jure
naturae et gentium dient einigen Flinten und
Pistolen zur Unterlage. Nun weiß ich wohl daß
die Schneider die Schlafmützen eben so wenig ver-
fertigen

fertigen als den Patriarchenhut des griechischen Patriarchen, der violet und ohne Krämpen, und mit einem heßblauen Kreuze versehen ist, auf welchem zu beiden Seiten zwei breite Bänder oder Schnüre über die Achsel hängen, auch will ich damit nicht etwa auf versteckte Weise sagen, die Schneider selbst wären Schlafmützen, sondern ich will damit nur bemerken, daß die Ordnung der Lieder so bunt wie ein solches Trödelmagazin ist, in welcher in des Knaben Wunderhorn die Schneiderlieder erscheinen: auf ein galantes dreißigjähriges Kriegslied, folgt das Lied „Vons Dies Bock,“ sodann ein Streit zwischen dem blinden Cupido und einem Waldbruder und nun „die feindlichen Brüder Don Weishaar und Don Mahlmehl.“ Uebrigens aber enthalten diese Schneiderlieder manches Lustige, wie diese Kleidermacher zum Zuschneiden nicht genug Tuch bekommen können, wie sie ihre Kunden anlügen, wie die Rathsherren zu Backnang eine Schneidersgeiß für einen Rehbock gegessen haben, und wie zu Günzburg der Teufel die Schneider auf ihrem Jahrstag geschabernackt,

und sich in Bocksgestalt unter sie geschlichen hat.
Es heißt in letzterer Hinsicht:

Zu Günzburg in der werthen Stadt,
Als ihre Zunft den Jahrestag hat,
Die Schneider alle kamen,
Die Meister sämmtlich jung und alt,
Die Gesellen auch in schiefer Gestalt
Da in der Kirch zusammen.

Der Teufel aber hatt' keine Ruh,
Baut' seine Kapelle auch dazu,
Als sie zum Opfer gehen,
Da hat man mitten in der Schaar
Ein großen Weisbock offenbar
Gar gravitatisch gesehen, u. s. w.

So geht es in der Welt, daß, wer ein Unglück
gehabt hat, für den Spott nicht sorgen darf.
Denn auf diese günzburger Geschichte folgen noch
andere scherzreiche Liedlein, und darunter eines,
daß die Schneider einst an der Anzahl von
neunzig neunmal neunzig zusammen, 1) auf
einem Kartenblatte gessen; 2) zum Schlüssel-
loch hineingeschlüpft, 3) auf einem Weisen-
schwanz getanzt; 4) an einer gebackenen Maus

gegessen; 5) auf einem Weisenbarth gefahren;
6) auf einem Haselstock in Ermangelung eines
Bocks nach Hause geritten, und endlich in einer
Bierkanne ertrunken wären.

Siebentes Kapitel.

Wie der Pelikaner den Herrn Zippelin barbirt, und
dabei einen Kalender am Rockknopf hangen hat.

Befiehlt der Herr den Pelikaner? fragte der
Hausknecht, als er früh in mein Zimmer trat.
Eine Schamröthe überzog meine Wangen, daß
ich nicht wußte, wer hier zu Lande der Pelikaner
sei, und ich verwünschte meinen Entschluß, das
Kirchen- und Kegerlexikon nicht mitzunehmen,
worin ich so leicht den Namen dieses Kegers hät-
te finden können. Ich mußte mich also zu der
Frage an den Bauernkerl herablassen, wer der

Pelikaner sei, und nachdem er mittheilig den Kopf geschüttelt, sagte er mir, es sei der Barbier. Ist denn hier zu Lande (es war in Schwaben) alles anders, als bei dir daheim? murmelte ich leise in meinen Pelikaner-Bart, und wünschte mir nur, daß es mir nach dem Tode nicht wie den schottischen Pelikanen ergienge, deren Mägen in Beutel verwandelt zu Magazinen ihres eigenen Fettes dienen. Doch tröstete ich mich damit, daß der Staat die Schullehrer nie fett mästet, und so gieng diese Angst vorüber.

Ich befahl den Pelikaner anrücken zu lassen, denn der Bart war wirklich lang genug für ein Scheermesser. Es trat hierauf bald herein Herr Samuel Schneuzmeißel, und machte als zukunfts-
mäßig gelernter Bartkräher auch seine orthographischen Kräfte. Nachdem er sich demüthig für die Ehre bedankt hatte, mir meinen Bart abnehmen zu dürfen, schritt er ohne weiters zur Operation, und war, gegen die gewöhnliche Art seiner Collegen, ganz still. Aber desto tieferer Kunstsinne drückte sich in seinen Mienen aus, und bedeutsam zuckelte ein ihm am Rock-

Knopf über der Brust herabhängender Kalender hin und her. Ich selbst war in der größten Erwartung der Dinge, denn auf die Frage, was der Kalender bedeute, hatte er geantwortet, daß würde ich sogleich erfahren.

Nachdem er mich an meinem Gesicht: Promontorium eingeseift hatte, fieng er zu rasiren an, und nach wenigen Strichen fühlte ich bald, daß er eben so leicht in die Haut als über die Haut hinweg mähe und schneide, welche Wunden er dann mit Heftpflastern, die er von den Blättern des ehrlichen Kalenders abriß, zuklebt. Dieß Zukleben wurde über der ganzen Oberfläche meines Bartes statistisch fortgesetzt, und als Herr Schneugmeißel fertig war, hatte er mir auch richtig den ganzen Kinn überklebt. Hätte ich nicht gerade an die sonderbaren fata des Kalenders gedacht, wie einst ganze Völker- und Bürgerschaften gegen dieß ehrliche Monatssthier alle Verfolgungen und Qualen ausübten, so wäre ich wirklich böse geworden: aber so dachte ich an den wunderlichen Gang des Schicksals aller Dinge, und nahm es nicht übel, daß auch mei-

nem Bart einmal ein schlechtes Schicksal zuge-
stoßen war.

Nachdem ich ihn bezahlt hatte, fragte ich
ihn auch ganz bescheiden (vorher hatte ich das
Herz zu dieser Frage oder) ob er auch etwas um
den Namen Pelikaner wisse, womit hier zu Lan-
de sein Metier belegt werde. Sogleich nahm er
nicht ein zornige, sondern eine viel vornehmere,
fast aufgeblasene Mine und Stellung an, und
sagte, seine Genossen und er führten diesen Na-
men mit allerhöchster römisch-kaiserlicher (hier
bückte er sich tief) Bewilligung. In seinem Va-
terlande, fuhr er fort, hätten die Barbierer sonst
nur das Schröpfen und Baden getrieben, da
aber ihre Gesellen im Auslande keine Aufnahme
fanden, so hätten sie das Schröpfen aufgegeben,
und mit kaiserlicher Bewilligung eine Innung
unter dem Namen Pelikaner errichtet, den sie von
den Zahninstrumente Pelikan entlehnten. So-
mit gieng er ab.

Wie fein diese Menschen doch sind! dachte
ich bei mir selbst. Selbst auf den Fall, daß ein

solcher Pelikaner auf den Küsten von Amerika unter den wilden Eingebornen strandet, muß ihm sein Name zur Empfehlung gereichen. Diese Wilden schwören ihre heiligsten Eide bei ihren Zähnen, und rotten ihre Bärte mit Stumpf und Stiel aus, daß man glaubt, sie haben gar keine; wie liebevoll werden sie also den Mann aufnehmen, der sich auf das Zahn-Pelikaniren versteht! Nicht überall trägt das Barbieren etwas ein, und ich glaube selbst, daß kein Barbier in der ganzen Welt weiß, wer unter seiner Kunst der vornehmste Barbier gewesen, und das beste Barbiergeld bekommen? Nun, so höre es also diese kunst- und neuigkeitsreiche Kunst, Dionysius der König von Syrakus war es, der der Bildsäule des Aeskulaps zu Epizaurus den goldnen Bart abnahm, wie Cicero de natur. Deor. III, 34 erzählt.

Wenn die Griechen eine gute Mahlzeit gethan hatten, so hieß es allemal: „Noch einen Becher zur Ehre des guten Gottes,“ womit sie den Bacchus meyneten, und dann tranken sie noch eins. Jener Barbier aber, der einst der Ge-

mahlin des Herzogs Hans von Zwenbrücken zur Alder schlug, konnte dem guten Gott die Ehre nicht so lange versagen. Er schlug nemlich der Herzogin mehrmals fehl, worüber er von dem Herzog eine Mauschelle bekam, was ihn aber gar nicht aus der Fassung brachte, denn er sagte ganz fest: „Man schlage nicht, sondern erzeige mir mein gewöhnliches Recht!“ Welches Recht ist das, fragte der Herzog. „Man gebe mir einen Trunk guten Wein,“ sagte der Barbier, „und fehle ich dann, so steht mein Kopf zu Befehl!“ Der Herzog sagte: Hast du dein Recht nicht bekommen, so habe ich dich auch nicht geschlagen, ließ dann einen tüchtigen Kelch Wein herbeischleppen, und der Barbier that dem guten Gott die gebührende Ehre an, schlug richtig, und behielt also seinen Kopf.

Die menschliche Natur ist stärker als aller Spott, und daher hat auch noch kein Spott das Scharlatan-Besen verscheuchen können, das die edle Barbierzunft als den Nimbus ihrer angebohrnen Kunstmäßigkeit um sich herum verbreitet. Im Rasiren, Alderlassen und Schröpfen ist

weit weniger Kunst zu Tage zu fördern als die auf manchem Barbiergesichte liegenden Kunst: *A d e r n* und *M i n e n* enthalten, und so fallen mir allemal die Wilden in Neuspanien ein, welche nicht mit dem Adlerlaßschnäpper sondern mit kleinen Pfeilen zu *A d e r* lassen, die sie mit großer Kunst auf ihre Patienten abzielen und abschießen, und wobei sie mehr gestikuliren, hüpfen, und grimassiren, als der Zieler beim Scheibenschießen, wenn ein Schütze den Nagel getroffen hat. Ihr guten Seelen, die ihr das Blut aus bessern Absichten abzäpft, als mancher Länderstürmer und Menschenverwüster den armen Bürgern, euch nehme ich die Grimassen, die ihr als den *Bajazzo* hinter euern guten Werken herschickt, gar nicht übel!

Die jetzige Cultur will das Fremdgehen der Handwerksbursche, also auch das der Barbiergesellen freilich nicht dulden, aber wenn ich einmal mit in den Rath meines Städtchens oder Ländchens kommen sollte, so würde ich die unerläßliche Satzung ausgehen lassen, daß alle Barbiergesellen nach — China in die Fremde

giengen, um hier ihre Kunst zu erweitern. Die chinesischen Scheerbeutel sind so vortheilhaft geschmiedet und gezimmert, daß sie auch zugleich als Stuhl für die Bartkunden dienen, und sich jeder auf ebener Straße barbiren lassen kann. Das ist in unsern Tagen keine Kleinigkeit. Denn das Bambusrohr, woraus in China die Scheerbeutel geflochten werden, läßt sich zu Lichterdochten eben so gut als zu Corporalstöcken gebrauchen, und so könnte ein abgenutzter Scheerbeutel eines Compagnie-Feldscheerers zugleich als Licht in den Wachtstuben und als Spießruthenbündel für die Compagnie dienen, so daß man nicht, wie einst die Preußen, ganze Ladungen Spießruthen mit in das Feld zu nehmen, und dem Civile ein Nergerniß zu geben brauchte. Was die fernern Vorthelle betrifft, die von China für die Barbierzunst zu entnehmen wären, so habe ich freilich vorzüglich mich dabei in den Augen. Zuweilen fühle ich mich so unbehaglich, ich stülpe meine Nase so oft nach den Weltgegenden hin und her, meine Gelenke gebärden sich so unharmonisch, mein Rücken zieht sich so zuckend zwischen dem Ober- und Mitteltheil meines Körpers auf und

ab, daß ich mir nichts sehnlicher als einen chinesischen oder in China gewesenen Barbier wünsche. In China besteht die Amtsverrichtung eines Barbiers auch im Reinigen der Ohren, Abschneiden der Leichdörner, Ziehen der Gelenke, bis sie knacken, Zwicken der Nase, Puffen des Rückens, daß ich also in Rücksicht meiner körperlichen Unbehaglichkeit nicht besser als auf chinesische Art bedient werden könnte.

Der berühmte Jacob Cujacius, der nicht anders als auf dem Bauche liegend studirte, war so glücklich wie Alexander der Große, und hatte einen Schweiß, der wie der feinste Parfüm roch. Das war nun freilich eben so sonderbar, als daß die Cariben, der ägyptische Hund und die Rothschimmel eine Ausdünstung haben, welche wie das Gegentheil von einem Parfüm riecht. Immer aber gedenke ich dieser Sonderbarkeit, wenn ich an unsere Hemden denke, wodurch in Deutschland die Schweiß- und Badstuben der Barbierer eingegangen sind, welche nichts anders vor hatten, als unsere Voreltern so zu sublimiren, daß sie ebenfalls so gut wie Cujacius

und Alexander röchen: sobald aber die fatalen Hemden aufkamen, kam das edle Baderhandwerk immermehr ab, und wir selbst waren von unserm eigenen Wohlgeruche auf immer geschieden. Ich wollte daher lieber, unsere Zeiten (die uns jetzt eher Hemden geben als das Hemd ausziehen) wären wie die des Mittelalters, wo es für einen Korb galt, wenn man mit dem Hemde angethan im Bette einer Dame schlief, wie einst sogar der mannhafteste Ritter Lancelot diesen Spott einer Dame anthat, die sich in ihn verliebt hatte.

Hemden und Hosen sind freilich so ein Ding, daß man nicht zu aller Zeit gut brauchen kann, und ich habe gar nichts dawider, wenn man etwa behaupten wollte, unsere Cultur, die uns so viel andere Vergnügungen geschafft hat, sei wegen dieser zwei Kleidungsstücke eher rückwärts als vorwärts gekommen. Es hat mir daher sehr wohl gefallen, daß die Bergschotten, welche bekanntlich statt der Hosen kurze Röckchen nach Art der alten Römer tragen, die Acte der englischen Regierung, welche ihnen das Tragen der Hosen Befehl, buchstäblich nahmen, und die Hosen nicht

an den Beinen, sondern unter dem Arme oder am Stocke auf der Schulter trugen. Die englische Regierung glaubte, ihr Befehl sei ein Mittel zur Bildung dieser Bergbewohner, aber diese hielten es gerade für einen Eingriff in ihre — Freiheit, und kamen kühn ohne Hosen sogar nach London. Auch die Damen waren der Meinung der ehrlichen Bergschotten, und sahen besonders dem Exercieren der Bergschottenregimenter fleißig zu. Einst exercirte der Lord John Murray, Obrister eines Bergschottenregiments, mit seinem Corps im Park zu Dublin. Ein heftiger Windstoß brachte zufälliger Weise die Röckchen der ganzen Fronte so in — Unordnung, daß die Damen pfui! sagen zu müssen glaubten, wobei sie das Gesicht wegwendeten, und die — Nase zuhielten. Da Murray sich dadurch beleidigt hielt, ließ er sogleich sein Corps nach einer Anhöhe marschiren, und hier im Angesichte der schönen Zuschauerinnen Halt machen. Hierauf commandirte er: Rechts um kehrt euch! und sogleich sahen alle Damen die Röckchen von hinten; streckt's Gewehr hieß es weiter, die Schotten bückten sich tief, und die

Damen hatten nun die freie Aussicht bis unter die Hüften. So ließ Murray seine Bergschotten einige Zeit in dieser Stellung, dann wendete er sich zu den Damen, und sagte: Haltet jetzt euere Nasen zu, und scheert euch zum Teufel.

Im Ganzen genommen, und die Sache unpartheisch ergriffen, glaube ich, daß uns wirklich mehr Kleider nöthig wären, welche unsern Körper freier in den mit allerlei Metallstoffen geschwängerten Luftwellen baden ließen. Die neuesten Naturforschungen setzen es außer Zweifel, daß sich die Keime der Metalle in der Luft befinden, und wenn wir uns also mehr in der freien Luft badeten, und vorzüglich ohne Hosen und Hemden liefen, so könnten wir's leicht so weit bringen, wie der Herr de la Chataigneraye, der den grimmigsten Stier bei den Hörnern anpacken und festhalten konnte. Brantome erzählt nemlich von diesem seinen Oheim, daß ihm sein Vater unter das Essen habe Gold-, Stahl-, und Eisenstaub gemengt, um ihm recht stark zu machen, welches Mittel ihm ein neapolitanischer

Arzt angerathen. Diese Kur half auch so gut, daß der kleine Chataigneran schon in seinem zwölften Jahre sich mit einem Stier messen konnte. Da nun, wie gesagt, dieselben Metalle und noch dazu viel feiner in der Luft schwimmen, welche der kleine Simson einnahm, so würden wir durch freie Luftbäder bis in unser zwanzigstes Jahr gewiß mit noch viel mehr Stieren fertig werden können.

So bin ich von dem Barbier auf die Badstube, von dieser zum Hemd, vom Hemd zu den Hosen, und von Hemd und Hosen auf die Stärke gekommen. Ich mache meine Verirrung wieder gut, und komme durch die Stärke wieder auf den Bart und somit auch auf den Barbier zurück.

Ich hatte einst die Ehre, einen Hauptmann in einer Reichsstadt zu kennen, dessen Zopf zu den Merkwürdigkeiten und Kleinodien dieser ganzen Stadt gehörte, er gieng ihm nemlich bis auf die Ferse herab. Der Besitzer dieses Kunstwerks war auch so stolz darauf, daß er ihn nur an besondern

sondern Fest- oder Paradedagen in seiner ganzen Länge sehen ließ, und ihn ausserdem hinaufgeschlagen trug. Dieser Zopf dient mir jetzt als Gedankenleiter, um auf den noch längern Bar. Andreas Eberhard Rauber's hinüber zu klettern. Dieser Reichsfreiherr und Kaiser Maximilians II. Hofkriegsrath war wohlgelahrt, und so stark, daß er ein Hufeisen zerriß. Sein Bart gieng bis auf die Füße und wieder halb hinauf am Leibe, und wenn er in vollem Staate nach Hofe gieng, ließ er diesen Bart um sich herfliegen, gleich einem ausgebreiteten Fähnlein. Dieser ehrbare Rittersmann hatte sich in die schöne Helena Schansegin, eine natürliche Tochter obbesagten Kaisers verliebt, und bekam auf einmal einen Spanier zum Nebenbuhler, der nicht minder stark als er war. Beide hielten beim Kaiser um das schöne Mägdlein an. Der Kaiser, der keinen beleidigen wollte, sagte die Hand seiner Tochter dem zu, der den andern in einen eigens dazu verfertigten Sack stecken würde. Und siehe da! Herr Rauber steckte nach hartem Kampfe den Spanier wirklich in den Sack, und wurde Bräutigam der schönen Schansegin.

Nun bin ich, Gottlob! wieder beim Bart.
Über zwischen dem Bart und Barbierer liegt
nothwendig das Scheermesser.

Die englischen Seeleute sind so abergläubisch, daß sie den Reisenden nicht erlauben, sich die Bärte stehen zu lassen; sie glauben, sie bekommen dann keinen guten Wind. Jede Nation ist freilich mit besondern Gaben von der Natur ausgerüstet, und ein Naturphilosoph würde uns leichtlich beweisen, daß, so wie die Natur die Portugiesinnen mit der vollsten Brust ausstattete, die Engländer nothwendig eine Aversion vor langen — Bärten haben müssen, und dabei auf die Zeiten der Königin Elisabeth zurückkommen, wo es auf den englischen Rechtsschulen bei 3 Schilling 4 Pence Strafe verboten war, lange Haare, große Krausen, Mäntel, Stiefel, und Sporen, und einen über 14 Tage langen Bart zu tragen. Ich unphilosophischer Zippeln sehe aber darin vielmehr den Handels- und Fabrikengeist der Engländer, deren Barthaß bloß auf den — Absatz ihrer Barbiermesser berechnet ist, und führe den Engländer Shrop an, der sich mit seinen

Patent-Rasiermessern ein Vermögen von einer halben Million Gulden Reichsgeld erworben hat.

Jetzt werde ich doch wohl vom Rasiermesser auch auf den Rasiermeister, Pelikaner, Bader, und Barbierer hinüber kommen? Nicht so schnell, vorher kommt noch — ein Bär.

So lange die Welt steht, mag es wohl keine tollere Bart- und Haarsegerei gegeben haben, als jene, wo ein — Bär über den ganzen Körper weg rasirt, und dann als ein vornehmer Herr mit Manschettenhemden und gallonirten Kleidern herausgeputzt wurde. Der Professor Blumenbach erzählt diese Geschichte gewöhnlich alle halbe Jahre (die Späße der Professoren kehren wie die Tag- und Nachtgleiche alle halbe Jahre wieder) in seinen naturgeschichtlichen Vorlesungen, und wenn ich annehme, daß er diese zum mindesten schon 20 Jahre liest, und jedes Jahr zum wenigsten 200 Zuhörer hat, die bekanntlich aus mehreren Theilen der Welt hier zusammenströmen, so kann ich diejenigen meiner Leser, die genauer von der Sache instruiert seyn wollen, nur

an einen jener 4000 Kurikularzeugen verweisen, die ihnen dann weitläufig erzählen werden, wie der Bär wirklich einem vornehmen Herrn gleichgesehen, mit Anstand aufwärts im Sessel gesessen, die Manschetten und Hosen reinlich gehalten, u. s. w.

Der empfindsame Morik ließ sich zu Paris den Barbier kommen, um seine — Perücke auszubessern. Dieser wollte damit aber nichts zu schaffen haben, sondern schwatzte ihm eine neue auf. Ich fürchte mein Freund, sagte Morik, diese Locke wird nicht stehen. — Sie können sie in den Ocean tauchen, und sie muß doch stehen, versetzte der Barbier. Die lange Untersuchung Moriks, worin das Erhabene dieses Ausdrucks liege, ist meinen Lesern gewiß minder interessant, als die statistisch richtige Notiz, daß so wie in Paris der Barbier auch mit den Perücken zu schaffen hat, der Friseur in England mit seinem Geschäfte noch das des Parfumeurs und Barbiers verbindet, und wegen dieser Dreiförmigkeit (mir fällt hier die *Diaria triformis* des Horaz ein) um so gravitatischer wird, viel gra-

vitätischer als seine deutschen Amts- und Glaubensbrüder. Es thut mir daher leid, daß dieser Menschen nicht schon im Alten Testament gedacht wird. (Ich mag sie eigentlich nicht betrüben, und geradezu sagen, daß das Rasiren im Alten Testamente verboten wird, so viel Städte gleichwohl die guten Kinder Israel rasirt haben.) Aber ich bewundere denn doch die große Treue dieser edlen Kunst, daß während die vielen Millionen der civilisirten Europäer ihre Kehlen tagtäglich den scharfen Klingen dieser Bartschabmeister blindlings (denn man kann ja nicht hinabsehen) anvertrauen, dennoch nie der Fall vorgekommen ist, daß eine ihrer Myriaden von Taschen- Guillotinen — zugeschnappt, und wo nicht den ganzen Kopf, aber doch die Rundschast abgeschnitten hat. — So geht's, sagte mein Freund, als ich auch ihn einst darauf aufmerksam machte: man begräbt den Sarg mit den Hühnern, und läßt den andern mit der todten Frau zu Hause stehen. Videantur Grubel's Gedichte. Denn daß den Barbierern nicht ganz zu trauen ist, lehrt folgende Geschichte:

Bei einer englischen Parlamentzwahl wollte Sir John Wood gerne die Stimme eines Barbiers haben, um Sir James Belkield zu verdrängen. Er ließ sich also einmal von ihm rasiren, zahlte ihm fünf Guineen (Karolinen) für den Bart, und erbat sich, zur Vergeltung dieser Großmuth, seine Stimme bei der Wahl. „Von Herzen gern erwiederte der Barbier, aber Sir James bezahlt mir für einen Bart eben so viel als Sie, und er hat sich verwichene Woche zweimal auf diese Art von mir barbiren lassen!“

Achtes Kapitel.

Wie sich Herr Zipplein in zwei zusammengewachsene Mädchen verliebt, und sie heyrathen will.

Als ich in der Stadt herum spazieren gieng, bemerkte ich an mehreren Ecken der Straßen einen Zettel angeschlagen, daß Herr Beißmann aus Ungarn zwei zusammengewachsene Mädchen sehen lasse. Ich verfügte mich denn, von Neugierde getrieben, an den Ort, wo dieses seltene Schauspiel zu sehen war. Ich sah auch wirklich ein überraschendes Naturspiel.

Zwei weibliche Zwillinge von achtzehn Jahren waren am untern Theile des Rückgraths zu-

sammen gewachsen, im übrigen aber von einander gesondert. Rãthchen und Schnippchen waren ihre Namen, und zwar war Rãthchen schlank, Schnippchen dick, und erstere hatte etwas Schmachthendes und Sittsames, letztere aber etwas Schalkhaftes und Munteres an sich. Jede hatte ihre Persönlichkeit für sich ganz allein, nur mußten sie mit einander sitzen, stehen, und liegen. Oft schlief die eine, während die andere wachte, und nicht selten geriethen sie in Streit mit einander, wo denn die stärkste die schwächste über die Achsel nahm und davon trug. War die eine nicht wohl, so spürte die andere auch etwas davon, doch litt die eine zuweilen an Nervenzufällen, ohne daß die andere mit ergriffen wurde. Diese Mädchen hatten übrigens etwas Einladendes an sich, und mußten sich gar gut zu benehmen. Besonders konnte Schnippchen sich sehr wißig ausdrücken: ihr ganzes Gesichtchen athmete Scherz und Lustigkeit. Rãthchen hingegen war mehr haushälterisch, hatte immer das Gestrick in den Händen, und verrieth durch alle Antworten tiefes Gefühl und weibliche In-

nigkeit. Es war ein wahres Vergnügen, mit beiden Mädchen sich zu unterhalten.

Irgend ein Schriftsteller, ich weiß nicht mehr wer er war, hat gesagt, der Teufel sei so gleich bei der Hand, wenn man mit einem schönen Mädchen spreche. Auch an mir erprobte sich diese Wahrheit, denn ich fühlte einen starken Liebesteufel in mir, als ich mich mit beiden Mädchen unterhielt, indem beide geistig und körperlich mit der reizendsten Weiblichkeit ausgestattet waren. Dießmal kam ich mehr als irgend im Leben mit meinem Herzen aus dem Gleichgewicht, und als ich mich wieder nach Hause begab, gaukelte meiner Phantasie ohne Unterlaß das Bild der interessantesten Doppelweiblichkeit vor, das die Natur in Rätzchen und Schnippchen aufgestellt hatte.

Nachdem die Hitze der Begeisterung wieder so weit verflogen war, daß ich auch Glossen über dieses Naturspiel anstellen konnte, fragte ich mich, wie es denn gehen würde, wenn beiden Mädchen das Heyrathen einfiele. Die Natur schien

sie nemlich absichtlich zum Heyrathen bestimmt zu haben, weil sie beide mit so vielen Reizen ausgestattet hatte. Nach Fichte ist jeder heyrathsfähige Mensch so lange nur ein halber und also unmoralischer Mensch, als er sich nicht in den Ehestand begiebt, und beide Mädchen schienen wirklich dieser Unmoralität von Menschenhalbheit nicht sehr das Wort sprechen zu wollen. Meine erste Antwort hierauf war die, daß jede ihren eigenen Mann bekommen müsse. Bald aber bemerkte ich doch, daß dieses mit den größten Inconvenienzen verbunden war. Beide Männer hätten erstens von der größten Ehrlichkeit seyn müssen, damit keiner je dem andern über die Demarkationslinie hinüber ins Gebiet gerückt wäre. Zweitens hätten die Männer sehr verträglich mit einander leben müssen, damit keiner seine Liebesoperationen auf eine für den andern unschädliche Zeit begonnen hätte. Beide Männer hätten drittens von gleicher Liebenswürdigkeit seyn müssen, damit keine der Schwestern ihr Herz von freien Stücken an den Schwager verschenkt hätte. Viertens wäre gleicher Rang und Stand der Männer erforderlich gewesen, damit das Hauswesen

auf gleichem Fuß hätte geführt werden können, und ein gleicher Anzug der Frauen zu Stande gekommen wäre. Hätte z. B. die eine einen Hofrath und die andere einen Schuster geheyrathet, so hätte auch die Frau Hofrathin sich mit der Schusterin auf den Schuhmarkt setzen müssen, was doch gegen ihren Stand gewesen wäre; hätte die eine aber einen Geistlichen, die andere einen Advocaten geheyrathet, so hätte die Frau Advocatin keine Bestechung durch ein Küchengeſchenk annehmen können, ohne daß es die Frau Pfarrerin erfahren und dadurch ihren geistlichen Herrn noch mehr in der Animosität gegen die Juristen bestärkt hätte. Wer hätte nun aber zwei Männer außſündig machen können, bei welchen weder diese noch andere ähnliche Inconvenienzen statt gefunden hätten? Es war daher kein anderer Ausweg übrig, als nur eine zu verheyrathen, wenn die in den christlichen Staaten bestehende Monogamie auch hier beibehalten werden sollte. Aber wie hätte die eine die Pflichten der Gattin erfüllen können, ohne der Sittsamkeit der andern Eintrag zu thun? Ja, da einerlei Blut in beiden Mädchen zirkulirte (wie sie dabei ver-

schiedene Charaktere haben konnten, ist mir freilich unbegreiflich) und die Jungfräulichkeit auch mit in dem Geblüte sitzen soll, so wäre die Unverheyrathete trotz der größten Unversehrtheit dennoch um ihren jungfräulichen Stand gekommen. Nach diesen und andern ähnlichen Betrachtungen mehr, in denen sich der geneigte Leser schon von selbst weiter forthelfen wird, fand ich denn, daß man im gegenwärtigen Fall durchaus erlauben müsse, daß ein einziger Mann beide Mädchen zugleich heyrathete, damit der Segen der Kirche bei der Trauung durchaus auf einerlei Erdboden fiele.

Die Theorie ist bekanntlich bloß um der Praxis willen vorhanden, und der geneigte Leser wird mir daher gern glauben, daß ich die Theorie einer Doppelheyrath bloß deswegen auf's Tapet gebracht hatte, um mich selbst zu einem doppelten Kreuzträger des Ehestandes desto leichter zu stempeln. Bei der Ehe geht es nicht an, daß man sie als einen Hoffnungskauf betrachtet, der sich dann aufhebt, wenn die Hoffnung, auf welche er sich gründet, ganz vereitelt wird; heyr-

rathet man aber zwei Weiber auf einmal, so hat man doch den Vortheil, daß etwa die eine Frau gut geräth, während man mit der andern getäuscht wird. Ueberhaupt vergleiche ich die Weiber gern mit den Narzissen, deren es sowohl poetische giebt, als zweifelhafte und dreilappige, item auch Reifrock's, Bisam-, Jacob's- und Rameelhal's-Narzissen. Mancher heyrathet seines Haushalts wegen eine Frau, und erhält eine poetische Narrin; mancher erhält statt einer Unbescholtenen eine Zweifelhafte; mancher eine, deren Wohlgeruch bloß erünstelt ist u. s. w. Hätte ich nun beide Mädchen geheyrathet, so hätte ich Poesie und Prosa der Weiblichkeit in der unzertrennlichsten Verbindung besessen, und das wäre wahrlich kein geringer Spaß gewesen.

Die alten Griechen theilten den drei Gräen (Phorciden) ein einziges gemeinschaftliches Auge und einen gemeinschaftlichen Zahn, größer als den Hauer eines Ebers, mit. Konnten drei Schwestern mit einem einzigen Auge und Zahn auslangen, so können sich ja wohl auch zwei Schwestern mit einem einzigen Manne begnügen,

nur muß er, wo nicht einen tüchtigen Hauer, doch Haare auf den Zähnen haben. Ueberhaupt muß man den Leuten ja die Grille aus den Köpfen bringen, als sei es in der Welt immer so zugegangen wie jetzt. Schon Plato erzählt, daß es einst nichts als zusammengewachsene Menschen gegeben habe. Diese Menschen hatten vier Schenkel, vier Hände, zwei Angesichter auf einem kreisrunden Halse, vier Ohren, und Rücken und Brust giengen im Kreise herum; sie giengen aufrecht, nach welcher Seite sie wollten, und wenn sie schnell wohin eilten, so konnten sie, indem sie mit ihren acht Gliedmaßen das Rad schlugen, sich sehr schnell im Kreise fortbewegen.

Ich verlange nun freilich nicht, daß sich meine doppelte Frau durch das Radschlagen fortbewegen soll, denn es hat bei mir keine Eile, auch wäre ich zu eifersüchtig um andern Männern den Anblick verborgener Schönheiten zu gönnen. Zwar denke ich nicht so, wie die Spanier des 16ten Jahrhunderts, welche nicht leiden wollten, daß ihre Frauen und Töchter die Füße zeigten, aber ich meyne denn doch, meine Frau

soll andern Leuten nie ihre *Beine* sehen lassen. Die Absicht, warum ich jene Stelle des Plato anführte, ist hauptsächlich die, daß die Kunst- und Splitterrichter für die Viel- oder Doppelweiberei gestimmt werden möchten. In Grönland haben die Angekkoß (die Gelehrten und Propheten) bei dem Frauenzimmer ein solches Glück, daß sich ihnen jede Frau willfährig erzeigt, auf die sie ihre Neze werfen: ich deutscher Angekkoß verlange dagegen nur eine zwiefache Frau in einer und ebenderselben Person, um einen gründlichen und gelehrten Commentar über jene Stelle des Plato (im Gastmahle) wegen der doppelten Menschen ausarbeiten zu können. Dazu muß ich nothwendig praktische Kenntnisse besitzen.

Jeder Bräutigam hat mit seiner Braut eine harte Nuß aufzubeißen, vor allen aber die in Kamtschatka. Ein solcher muß seine Braut erstens den Eltern abverdienen, zweitens wie einen Nußkern aus mancherlei Nezen und engen Kleidern herauschälen. Die Braut hat zwei bis drei sehr enge Röcke an, und ist über diesen

mit starken Netzen umwickelt, welche sie so sehr einpressen, daß sie sich nicht viel besser bewegen kann, als eine Bildsäule. Wenn sie nun der Bräutigam allein antrifft, wirft er sich auf sie hin, und sucht sie aus ihren Emballirungen herauszuarbeiten, aber die Frauen, denen die Braut anvertraut ist, hindern ihn dabei, indem sie auf ihn losfallen, ihn bei den Haaren raufen, das Gesicht zerkraken, und derb durchprügeln. Der gleichen Kämpfe dauern oft sieben Jahre, und manche Jünglinge werden dabei ganz zu Krüppeln, denn ehe sie ihre Braut nicht losgeschält haben, bekommen sie sie nicht zur Frau. — Ich deutscher Bräutigam wünsche daher, an meiner Frau eine gelehrte Nuß aufzubeißen, nemlich 1) überhaupt zu versuchen, wie sich die philosophischen Deductionen der Ehe des Herrn Fichte bei einer doppelten Frau bewähren; 2) um in modum Sinceri gelehrte Noten über die zusammengewachsenen Menschen des Plato nach meinen eigenen Erfahrungen herauszugeben. Jeder Kunst-richter wird eingestehen, daß dieser Gegenstand unter mehr als dreien Frauenzimmerröcken und eben so viel Netzen verborgen steckt.

Bei

Bei den Arabern in Cairo reiten die Bräute einige Tage vor ihrer Hochzeit in Begleitung ihrer Freundinnen auf Eseln in der Stadt herum. Wenn meine doppelte Braut einen solchen Ritt vor ihrer Hochzeit gemacht hätte, so hätte die eine Hälfte vorwärts die andere aber rückwärts reiten und sehen müssen, und so wäre denn ein wahrer Janus-Ritt vorgefallen, indem die eine über die Posteriora des Esels in die Vergangenheit des Jungfernstandes, die andere aber über die langen Ohren hinweg in die Brautkammer die Aussicht gehabt hätte. Dabei hätte ich mir aber alle Spasmacher verboten, und nicht wie einst gewisse Lehnsherren in Frankreich verlangt, daß meine Vasallen in Harlekinckleidern bei diesem Hochzeitritt erschienen. Wenn ja bei meiner Hochzeit Vasallendienste geleistet werden sollten, so würde ich nur das erste und dritte Stück der Vasallenpflicht der Herren von Hasperch verlangen, welche nach Struvii jurisprudentia feudalis verbunden waren, ihrem Herren, wenn er zu ihnen kam, mit einem krachenden Bette, einer schönen Frau, und einem Inbiß zu bedienen: dann hätte ich für die beiden

Hauptstücke der Hochzeit nicht zu sorgen gehabt. Auch hätte ich mir recht gern einen Hochzeitrutscher gefallen lassen *).

Weil ich eben bei dem Lehenswesen des Ehestandes bin, so kann ich nicht unbemerkt lassen, daß einst in Frankreich die Lehnspflicht existirte, daß der Vasall die Frösche zum Schweigen bringen mußte, wenn des Lehnsherrn Gemalin in Wochen lag. Dieß beweist, daß die Franzosen von jeher gallant gegen das weibliche Geschlecht waren, und daß wir Deutsche dagegen nicht viel besser als die Abiponer sind, bei denen nicht die Frau selbst, sondern der Kindesvater sich ins Wochenbette legt, während die Frau nach einer kurzen Ruhe sofort ihre gewöhnlichen Hausarbeiten übernimmt, ja sogar ins Feld geht, und arbeitet, sollte auch die Bitterung rauh seyn. In Frankreich gab es auch nie das Gesetz Karls

*) Hochzeitrutscher ist eine Abgabe, welche von den Unterthanen bei der Hochzeit ihres Grundherren entrichtet wird. Sie ist eine Art des Rutscherzinses, und war sonst in der Grafschaft Mansfeld üblich.

II. von England, daß der Mann die Frau prügeln dürfe. Will man es nun den deutschen Weibern verdenken, daß sie so wohlwollend gegen die Franzosen sind?

Eine Hauptfrage bei meiner projektirten Heirath aber war die, wie ich meine beiden Bräute an mir bringen solle. Herr Weißmann schien mir nemlich nicht der Mann zu seyn, der, zur Beförderung ihrer und meiner ehelichen Glückseligkeit die Mädchen auf die erste Nachfrage loszuschlagen würde. Er wußte zu gut, daß der König David die Tochter Sauls um hundert Vorhäute der Philister erkaufen mußte, und hätte mir daher für meine beiden Bräute wohl zweihundert dergleichen abverlangt. Eine solche Aufgabe wäre auch für den größten Renommisten auf jeder Universität zu groß gewesen, geschweige denn für mich armen Schulsuchts. Da nun nur die Schwaben allein das Vorrecht haben, sich nach Belieben den Ehestand sauer oder süß zu machen *), so that ich vor der Hand um so eher

*) Nach Krünig Encyclopädie führt in Schwaben ein Essen den Namen Ehestand, das aus

Verzicht auf die Hände jener Mädchen, da ich hörte, daß sie mit ihrem Führer nicht so ganz auf unschuldigem Fuß leben sollten.

Schweinsohren, Rüsseln und Füßen, item auch aus Krebs-Schwänzen und Schceren bereitet, und entweder süß oder sauer gemacht wird.

Neuntes Kapitel.

Wie die Perücke des Herrn Zippelins in Zipselstadt
Quarantaine halten muß, nebst andern Merkwürdig-
keiten von der dasigen Polizei.

Keine Stadt machte mir auf meiner ganzen
Reise mehr zu schaffen, als das elende Nest Zi-
pselstadt. Als ich an das erste Zollhaus auf
dem Reichbilde dieses zweiten Schilda anlangte,
war das erste, was der Mautner untersuchte,
nicht etwa mein Paß und meine Habseeligkeiten,
sondern — — mein Kopf und meine Perücke.
Er habe strengen Befehl, sagte er, gegen den

Weichselzopf und das Einschwärzen (heimliche Einbringen) fremder Perücken zu machen. Voriges Jahr habe ein polnischer Jude die ganze Stadt mit dem Weichselzopf angesteckt, sogar die Perücken des wohlweisen Stadtraths hätten von dieser Krankheit gelitten, und daher werde jetzt mit außerordentlicher Strenge gegen Köpfe und Perücken der Fremden verfahren, um nicht zum zweitenmale die Stadt an dem Unglücke des Weichselzopfs leiden zu lassen.

Der Weichselzopf besteht bekanntlich in einer Krankheit der Haare, die außerordentlich stark hervorstechen und sich dann in einander verfilzen und verwirren, und ist ansteckend: auch erzeugt sich bei dieser Gelegenheit lästiges Ungeziefer in Menge, und der Geruch ist dabei nicht der beste. So wie ich daher gar nichts dagegen einzuwenden habe, daß eine Stadt sich gegen die Ansteckung dieser Krankheit verwahrt, so war mir es doch etwas Unerhörtes, daß auch die Perücken eines wohlweisen Stadtraths sich zu verfilzen und zu verwirren angefangen hätten, und ich fordere hiermit die berühmten Akademien der

Wissenschaften in Deutschland auf, die physiologische Möglichkeit dieses Factum's genauer zu erklären.

Da der Mautner meinen Kopf unverdächtig fand, so stellte er mir darüber einen Passierzettel aus, nahm aber meine Perücke in Arrest, und sagte, an der andern Gränzmaut würde ich sie beim Auspassiren wieder vorfinden, indem sie erst die Quarantaine aushalten müsse, denn man könne nicht wissen, ob nicht bereits die Perücke den Keim zum Ausbruch des Weichselzopfs enthalte. Ich fügte mich zwar ungern, aber doch mit allem Respekt gegen diese höchstpreislichen Polizeiverfügungen in die Quarantaine meiner Perücke, und kam dann ohne weitere Anfechtung bis an das Stadthor. Nachdem man den Passierzettel wegen des Weichselzopfs gelesen, mir meinen Paß abgenommen und mich sonst allerhand ausgefragt hatte, ward ich von einem Soldaten der Thormache wie ein Kalb mit einem tüchtigen Bullenbeißer (wahrscheinlich wegen des Ausbreißens) durch einige Gassen hindurch auf das Polizeiamt geführt.

Ich sah mich auf meinem Klepper fleißig um, und bemerkte unter andern, daß zwei Kerle mit einer Art von Klingenbeuteln an langen Stecken hinter mir herliefen. Ich fragte meinen Begleiter, was dieses bedeute, und er sagte mir, es sei der Reinlichkeit wegen, denn sobald meinem Schimmel die Noth ankomme, auf der Straße seine Stuhlgänge zu machen, so würden jene Kerle ihre Nothbeutel unter den Schwanz postiren, und so den Unrath auffangen. In der That wurde auch, wie ich bald bemerkte, die Reinlichkeit dieser Stadt von der Polizei auf das Aeufferste betrieben, und das ganze Polizeipersonale hatte zu diesem Zweck Thermometerskalen aussen an seinen Stiefeln aufgenäht, um, wenn ja irgendwo die Straßen kothig waren, die Tiefe des Dreckes genau nach Graden, Minuten und Secunden messen zu können.

Auf dem Polizeiamte wurde mein Paß richtig befunden. Aber ehe ich die Ehre vollkommen genießen dürfte, hieß es, den Aufenthalt in dieser weltberühmten Stadt zu nehmen, so müsse ich mich noch einer Visitation des Schädelcom-

missär unterziehen. Himmel, wie erschrock ich über diesen Schädelcommissär! Ich dachte, bei Gott, man wolle mir den Schädel auch noch einschlagen, oder zum wenigsten, wie die Wilden, die Haut sammt den Haaren davon abziehen, damit ja der verdammte Weichselzopf nicht wieder in dieser geistreichen Stadt ausbreche. [NB. Man hat nemlich neuerlich bemerkt, daß geistreiche Leute nicht viel Haare haben, und daß also der Weichselzopf eine Satyre auf eine geistreiche Stadt ist!] Indessen war dieser Herr Schädelcommissär, genauer beim Lichte besehen, nichts mehr und nichts weniger als ein Polizeiofficiant, den die Stadt beim Herrn Doktor Gall in die Schädellehre geschickt hatte, um verdächtige Fremde sogleich durch das bloße Betasten des Schädels auszumittern und aufzuspüren. Er erklärte mir dieses selbst, als ich bei ihm angelangt war, und machte mich darauf aufmerksam, daß die Obrigkeiten meistens diejenigen Leute und Unterthanen, welchen sie Pässe ausstellen, nicht genau kennen, und daß daher viele Verbrechen verhütet werden könnten, wenn man diesen Leuten genauer auf den Zahn, oder, wie hier in Zipfel-

stadt, auf den Schädel fühle, denn dann müßte sich der Bösewicht, Mörder, Räuber et caetera et caetera gleich auffinden lassen.

Ich hatte in meinem Leben niemanden bestohlen, als meiner Mutter Speisekammer als Knabe, niemanden gemordet, als Fliegen, wenn sie mich im Sommer stachen, und nichts mit Gewalt geraubt, als Küsse. Ich konnte mich also wohl der Visitation des Herrn Schädelcommissärs unterwerfen, ohne als ein der Stadt gefährlicher Dieb, Mörder, Räuber u. erfunden zu werden. Meine Eigenliebe zauberte mir sogar die angenehme Hofnung vor, der Herr Commissär werde an mir die Organe des großen Gelehrten und Dichters finden, mich für einen incognito reisenden Kant, Kästner oder Schiller anerkennen, und mich dadurch auf immer in den Annalen des weltberühmten Zipselstadts verherrlichen.

Aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Weilchen nahm,
Zertrat das arme Weilchen!

hieß es bei mir. Der Herr Schädelcommissär fand von dem allen nichts an mir, sondern, wie sich der feine Mann ausdrückte, das Organ eines lustigen Nath's.

Ich erbehte und erblaßte über diesen thurmhohen Fall vom Gipfel der schönsten Hoffnungen auf (nehmen Sie's nicht ungütig) die Posteriora, und fand sehr wenig Trost in dem Zusätze des Commissärs, daß ich nach der so eben entdeckten Qualität ein ganz unschädlicher Fremder sei, und mich daher so lange hier aufhalten könne, als es mir beliebe. Un homme qui rit, ne sera jamais dangereux, habe schon vor langer Zeit ein französischer Polizeiminister gesagt, als er dem empfindsamen Engländer Norik zur Zeit eines Kriegs mit Großbritannien einen Reisepaß durch ganz Frankreich ertheilt habe, und so wie Herr Norik als königlich Großbritannischer Hoffpaßmacher bei allen französischen Gouverneurslieutenants, Gouverneurs, Commandanten, Generalen, Richtern und Beamten frei und ungehindert habe paß- und repassiren können, so wolle er auch mir eine Polizeikarte geben, daß

mich alle Büttel, Häfcher, Bettelbögte, Rumor-
knechte, Schaar- und Nachtwächter, Polizeimeis-
ter und Diener, Profosen, Thor- und Geleits-
schreiber u. von Zipfelstadt als lustigen Rath von
Schnackenburg frei und ungehindert paß- und
repassiren lassen, und mir bei meinen Späßen
allen Vorschub leisten sollten.

Himmel, dachte ich bei mir selbst, wie weit
bringen es die Adamskinder noch mit der Poli-
zei! Am Ende muß ja jeder Polizeidirektor in
allen Romanen belesen seyn, um auch das, was
wichtige Romanendichter über Polizei gelegentlich
mit anbrachten, zu kennen und nöthigen Falls
anzuwenden! Indessen konnte ich nicht umhin,
mich bei dem Herrn Schädelkommissär für den
gütigen Zusatz seines Geleitsbriefs zu bedanken,
daß mir sein ganzes Personale bei
meinen Späßen allen Vorschub lei-
sten sollte, und nahm mir vor, mich bei der
ersten besten Gelegenheit dadurch für alle Plaf-
kereien, denen ich in Zipfelstadt ausgesetzt gewe-
sen war, schadlos zu halten.

Mit meinem Geleitsbrief als lustiger Rath in der Hand, ritt ich nunmehr dem Hotel zum goldenen Apfelschimmel zu, das man mir als den ersten Gasthof der Stadt empfohlen hatte. Der Wirth empfing mich auch sehr unterthänig, und wies mir ein gutes Zimmer an. Er legte mir sogleich einen Zettel mit acht oder neun Rubriken vor, worauf ich Namen, Stand, Alter, Vaterstadt, Zweck der Reise, Dauer des Aufenthalts und andere Dinge der Art mehr angeben sollte. „Wozu das?“ fragte ich. „Auf der Polizei muß dieser Zettel eingegeben werden“ antwortete der Wirth. Ich machte hierauf dem Wirth begreiflich, daß ich schon alle Probier- und Fegfeuer der Polizei durchwandert habe, und daher dieses Zettels nicht bedürfe; er ließ sich aber von seiner Forderung nicht abbringen, sagte, er würde für jeden Unterlassungsfall hart bestraft, und so mußte ich nolens volens die Rubriken ausfüllen. Die letzte Rubrik war: Sonstige Bemerkungen. In dieser Rubrik ließ ich daher meinem Aerger freien Lauf und schrieb hin: Die Polizei von Zipfelstadt hat auch genau darauf zu vi-

giren, daß ihr keine Gfellohren
anwachsen.

Nachdem ich meine Habseeligkeiten in mein
Zimmer hatte transportiren lassen, und mir ein
wenig bequem gemacht hatte, sah ich zum Fen-
ster in die Straße hinaus. Fast der fünfte Mensch,
der vorübergieng, war in die Uniform der Po-
lizei, Merde d'oie mit Puce-farbigen *) Auf-
schlägen und Rabatten, gekleidet. Verhielt sich
also das Polizeipersonale wie 1 zu 5 zur Bevöl-
kerung, so hatte es fast das umgekehrte Ver-
hältniß der Länge eines Ruchschwanzes zum Zip-
fel einer Narrenkappe.

Indessen waren der Polizeidiener bei der gro-
ßen Polizeithätigkeit in Zipselstadt nicht zuviel.
Denn kaum hatte ich eine halbe Viertelstunde zum
Fenster hinausgesehen, so waren schon fünf Kat-
zen, welche respective Würste, Fleisch und Lau-
ben gestohlen hatten, und sechs Hunde wegen
mangelnden Maulkorbes eingefangen worden, und

*) Der geehrte Leser lasse sich dieses von einem des
Französischen Kundigen verdeutschen.

nicht lange darauf klingelten einige andere Polizeidiener eine Anweisung aus, wie die Einwohner von Zipfelstadt sich die beste, glänzendste, und wohlfeilste Schuhwichse verfertigen sollten. Diese Anweisung fieng mit folgenden Worten an: „Die Polizeiverwaltung, immer darauf bedacht, für die Verschönerung der Stadt und den Nutzen und die Bequemlichkeit der Einwohner zu sorgen, beeilt sich, dem Publikum eine Stiefelwichse anzugeben, deren Zuträglichkeit für das Leder noch mehr durch den Glanz erhöht wird, mit dem sie wie ein Karfunkel schimmert, u. s. w.“

Wir leben doch in glücklichen Zeiten! dachte ich bei mir selbst. Freilich bezahlen wir mehr Steuern als unsere Voreltern, aber dafür erspart uns doch die neumodische Regierungskunst und Polizeiverwaltung manchen Schritt im Dreck und Roth, und mit nächstem werden uns die Polizeimeister auch noch das Geheimniß lehren, wie die Lichter länger statt kürzer brennen. Die Cultur fieng immer mit Kleinlichkeiten von unten an, und kam dann auf die Höhe und ins Große, und so ist der neuere Polizeibefehl, kein Kalb

vor seinem Tode mit den Hunden zu hehen, gewiß die Vorbedeutung, daß in Zukunft auch der Soldat, welcher zu jeder Stunde auf den Tod gefaßt seyn muß, nicht mehr durch die Spießruthengassen seiner Kameraden hindurch gehen wird! Ja gewiß kommt einst die schöne Periode, wo wir durch Vorsorge der Polizei schon von den Bindeln an vor Unglück bewahrt werden, und wo jede Familie unter der wohlthätigen Aufsicht der Polizei ihre kleinen Kinder ohne Begleitung der Kindsmagd auf die Straßen hinaus schicken kann!

Indessen möchte jetzt die Polizei doch nur jenem Schäferhunde zu vergleichen seyn, der nur seine eigenen Schaafe necken, aber nicht gegen den Angriff des Wolfs vertheidigen konnte. Sie verbietet den Duell, und läßt doch ganze Schaa-
ren von Menschen der Grille eines Königs, oft nur eines commandirenden Offiziers opfern; sie sorgt allenfalls dafür, daß der auf den Markt gebrachte Salat keine Raupen und Schnecken auf sich sitzen hat, sie schreibt genau auf, wie viel Eier und Käse zum Verkauf kommen, aber daß
über:

überhaupt etwas zu Markte gebracht wird, überläßt sie dem lieben Herrgott; sie ist mit den Justizcollegien im größten Widerspruch, statt mit ihnen Hand in Hand zu arbeiten, denn während diese erst hundert triftige Beweise für die Wahrheit eines Factums fordern, ist sie meistens schon mit einem halben, oft nur mit dem bloßen Verdachte zufrieden; sie schickt die Menschen um eilf Uhr aus den Wirthshäusern nach Hause, damit sie für die Arbeiten des folgenden Tags ausschlafen können, ob sie aber überhaupt etwas zu arbeiten haben, ist ihre mindeste Sorge; sie gebietet die Inoculation der Kuhpocken, und bringt uns dadurch in Blutsverwandtschaft mit dem Rindvieh, ohne erst eine gewissenhafte Gewährleistung für die Zweckmäßigkeit dieser pathologischen Blitzableiter zu haben; sie...

Hier unterbrach mich ein Getöse vor meinem Zimmer, und sechs Polizeidiener mit einem Polizeimeister an der Spitze traten herein und kündigten mir an, daß ich wegen der gröblichen Beleidigung, die ich mir gegen das wohlöbliche Polizeiamt habe zu Schulden kommen lassen, auf

der Stelle die Stadt und deren Gebiet räumen solle. Ich berief mich auf meine Qualitäten eines lustigen Rathes und deren Anerkennung von der Polizei, und daß ich derselben bei weitem noch nicht so viel Bitterkeiten gesagt habe, als mancher lustige Rath seinem allerhöchsten Herrn. Indessen halfen die Reclamationen nichts, und so verfügte ich mich wieder auf meinen Schimmel, und trabte zum Thore hinaus. Auf diesem Ausritt bemerkte ich auf einem freien Platze der Stadt mitten unter einem ganzen Schwarm Weiber ein großes Feuer und über demselben einen ungeheuern blechernen Cylinder, der im Kreise herum gedreht wurde. Auf Befragen, was hier vorgehe, hieß es, die Polizei habe zur Ersparung des Holzes hier einen Stadtkaffeebrenner errichten lassen, und so eben brennten jene Weiber ihren Caffee: ein Chemiker habe besonders dazu Veranlassung gegeben, indem er der Polizei die Entdeckung mitgetheilt habe, daß der Caffee um so besser werde, in je größern Quantitäten man ihn brenne! — Meine Perücke bekam ich an der Grenze wieder.

Zehntes Kapitel.

Wie der Musterreiter von den Bauern mit dem Heusbaum aus dem Bette gejagt wird.

In dem Dorfe Fuchszwang übernachtete mit mir ein sogenannter reisender Voyageur. Denjenigen meiner geehrten Leser, welchen diese Benennung auffallen möchte, muß ich bemerflich machen, daß ein reisender Handlungsdiener damit gemeint ist. Die Kaufleute halten sich nemlich eigene Diener, welche die Reisen für sie machen, und nennen sie überhaupt Voyageurs. Oft trifft es sich, daß ein solcher Voyageur ein ganzes Jahr auf keine Reise geht sondern daheim

bleibt, und dann ist er nach Morik ein simpler Reisender. Geht er aber wirklich auf Reisen, dann wird er zu einem doppelten Reisenden, d. h. zu einem reisenden Voyageur oder Musterreiter.

Diese Klasse von doppelten Reisenden hat besonders den lobenswerthen Zweck, die irrenden Ritter in Hinsicht auf Liebesabentheuer zu ersetzen, nur ist es nicht eben die Lanze, womit sie sich ihre Schönen erstürmen. Denn sie gehen meist auf Liebschaften mit solchen Damen aus, die man die gutwilligen nennt, und die auch insgemein an ihrem Wohnorte als barmherzige Schwestern leidender Brüder, als Erquickenden ermatteter Pilgrimme bekannt sind.

Schon am Tage hatte ich bemerkt, daß mein Herr Voyageur der Hausmagd die Cour machte, einer dickstämmigen, fast vierschrotigen Bauern-dirne. Indessen waren alle diese Firfarereien bloß leichte Scharmügel gewesen, die dem Anschein nach an der hieb- und schußfesten Tugend der Dirne abprallten. Er mußte dennoch aber durch

geheime Parlamentärs mit dieser Keuschheitsfestung unterhandelt haben, denn sonst wäre solches Ereigniß nicht möglich gewesen.

Es war ungefähr gegen zwei Uhr nach Mitternacht, als mich ein starker Lärm aus süßem Schlaf aufweckte. Auf dem Hofe, auf welchen die Fenster meines Zimmers giengen, trappten fremde Kerls herum, die über die Lise (so hieß die Hausmagd) die niedrigsten Schimpfwörter und Bemerkungen ausstießen. Der Grund dazu war ihnen ein Nebenbuhler, den Lise in ihre Kammer zum Uebernachten aufgenommen haben sollte. Bald legten sie auch eine Leiter an, um dieses Gemach mit einem großen Heubaum zu bestürmen, den sie bei sich führten, und nun gieng der Lärm erst recht los. Lise sprang ans Fenster, und bat die Stürmer um Gottes willen um Ruhe, indem außer ihr kein Mensch in ihrer Kammer befindlich sei, aber die Bursche ließen sich nicht abweisen, sondern durchstößerten durchs Fenster Lisens Bette mit dem Heubaum. Nach einigen kräftigen Stößen entstand ein so schreckliches Geschrei, daß ich selbst zur Thüre hinaus

sprang, um das Haus aufzuwecken, damit die Stürmer verjagt würden, und gleich darauf kam der fremde Handlungsdiener im Hemde über den Hausplatz her auf mich zugelaufen, und bat mich um Gottes willen, ihn in meinem Zimmer Schutz und Zuflucht zu gewähren. Er gestand mir sogleich ganz offen, daß er in Eifersammer gewesen sei, aber bloß in der Absicht, um sich ein Licht anzünden zu lassen, weil er eine Fledermaus auf seinem Zimmer verspürt habe, und darüber hätten ihn die Bursche überrascht und mit dem Heubaum auf eine sehr unsanfte Weise hinaus gefördert. Ich nahm ihn geschwind ein, mehrere Hausbewohner erwachten hierauf, die Bauernbursche wurden verjagt, und das Abentheuer endigte sich, ohne daß jemand ausser mir (denn ich bin discret) den genauen Zusammenhang der Sache erfuhr.

Seitdem Urgroßmütterchen Eva sich von der Schlange verführen ließ, sind wir allzumal Sünder, und ich hüte mich gewiß, auf irgend einen andern armen Sünder den Stein der Verdammniß zu werfen. Wessen reizbare Natur

durchs Reisen noch mehr aufgereggt wird, und dann Gelegenheit findet, ein verliebtes Abenteuer zu bestehen, ist doch weniger zu verdammen als der König David, der sich in die Bathseba verliebte, und bloß auf dem Dache seines Hauses herum spazierte. Das Faulhieser ist freilich im Umgange mit dem weiblichen Geschlecht so kalt, daß es sogar bei der Begattung mehrmals einschläft, aber wie wenig gleichen wir Menschen doch dem Faulhieser! Das allerbeste Mittel gegen verbotenen Umgang wäre unstreitig dieses, daß sich kein Mädchen von einer Mannsperson an die Hand, noch weniger aber an den Puls greifen, sondern sich überhaupt nur durch ein Loch tangiren ließe, wie die chinesischen Frauenzimmer, die, wenn der Arzt ihnen an den Puls greifen soll, einen seidenen Strick um ihre Handwurzel befestigen, und diesen durch ein Loch in der Wand dem Doctor hinausreichen, der ihn dann mit nicht minderer Genauigkeit erforscht, als wenn es der wirkliche Puls selbst wäre. Es ist daher auch sehr gut, daß der Mopsorden untergegangen ist, den der Churfürst Klemens August zu Cöln stiftete, und der nichts Geringeres

zur Absicht hatte, als den geheimen Umgang beider Geschlechter mit einander zu befördern. — Selbst Mönche und Nonnen sind nicht immer so fromm bei einander gewesen als diejenigen Hohlziegeln, die man Mönche und Nonnen nennt. *)

Alles hat in der Welt indessen seine zwei Seiten, und daher bin ich der Meinung, daß man in den jetzigen Zeiten die Ehen nicht so erschweren sollte, wenn man gern tugendhafte Staatsbürger verlangt, die nicht von dem verbotenen Baume naschen. Doch bin ich der festen Ueberzeugung, daß trotz der großen Kriegstroubeln jetzt mehr Tugend im allgemeinen im Schwange ist, als sonst. Verordnete nicht einst Bonifacius, daß sich Manns- und Weibsleute nicht mit einander baden sollten, und gehen nicht jetzt die Weiber fast gar nicht mehr in's Wasser? Erzählt doch sogar Ernst in seinem historischen Bilderhaus, daß auf das Concilium zu

*) Mönche heißen in der Kunstsprache diejenigen Hohlziegeln, die ihre erhabene Seite auswärts kehren; die Nonnen kehren dagegen ihre vertiefte Seite auswärts.

Costniz Anno 1414 346 Bischöfe und 564 Aebte und Doctoren gekommen und daß dieser Geistlichkeit 7000 Freudenmädchen nachgefolgt wären, obgleich jeder geistliche Herr seine Concubine noch ausserdem mitgebracht habe. Wie keusch leben hingegen jetzt nicht die Geistlichen? Es wundert mich, da jetzt so viele neue Orden errichtet werden, daß man nicht auch einen auf die Keuschheit errichtet. Leider sind wir auch hierin schlimmer daran, als die Chinesen, deren Kaiser keuschen Weibern Monumente setzen lassen, worauf die Eiskälte ihrer Tugend, item der starke Frost derselben, so wie der erhabene Geruch ihrer Frömmigkeit und Jungfrauschaft gelobt werden: dergleichen Denkmähler stehen in China an den Stadtthoren, und sollen, wie Reisende berichten, unsern Galgen nicht ungleich sehen.

Herr Hartmann erzählt in seiner Hebräerin am Pustische, daß die hebräischen Hetairen als Minnesold bald ein Ziegenböckchen, bald Puß, Wohlgerüche, Speise und Trank, sogar auch Wolle und Flachs erhalten hätten. Wenn die Kinder Gottes sich nicht schänten, He-

tären zu halten und mit jungen Zicklein zu bezahlen, so ist das freilich kein erfreuliches Zeichen an ihnen. Es ist aber doch zu bewundern, daß sie so wenig Arges dabei hatten, denn heut zu Tage würde sich jeder lockere Zeisig schämen, Honorare der Art mit Geisböckchen zu bezahlen, oder statt der Thaler in der Tasche mit Geisböckchen im Arme auf verbotene Abentheuer auszugehen. In der That wundert es mich, daß die Polizeien, welche auch auf Beförderung der Tugend zu sehen haben, die Mädchen der liberalen Art nicht eidlich darauf verpflichten, sich den Minnesold nicht anders als in dergleichen messender Münze auszahlen zu lassen: Dann würden wir der Wüstlinge weniger, auf jeden Fall aber eine herrliche Ziegenzucht erhalten.

Nach Gemelli Karreri sollen einige Affenarten in einzelnen Stücken so viel, wo nicht mehr Wiß haben, als manche durch Erziehung und Klima vernachlässigte Menschen. Wenn ich hierbei an die Koriaken denke, nemlich an die sesshaften, so mag er Recht haben. Diese übergeben nemlich ihre Töchter und Weiber den Frem-

den, die bei ihnen übernachteten, und würden denjenigen tödten, der sich eine solche ihm zugesellte Beischläferin verbitten wollte. Schauderhaft liest es sich dagegen, daß der König Bisse von Thüringen im Jahre 467 an den Franken die fürchterlichste Rache nahm, weil deren König Childerich seine Gemahlin verführt hatte. Dieser Bäterich ließ die fränkischen Knaben mit den Spannervnen am Arie umgekehrt an Bäumen aufhängen, und zu Tode zappeln, und die Mädchen von Pferden zerrissen, oder durch über sie hinfahrende Wagen zerquetschen.

Man hat sonst großen Lärm von der Enthaltksamkeit des Philosophen Xenokrates gemacht, den die verführerische Phryne während einer ganzen Nacht vergeblich in ihr Netz zu fangen suchte. Aber Xenokrates Enthaltksamkeit ist bei weitem nicht so groß als die von Ludwig IV von Thüringen, den ein Fürst, bei dem er zu Gaste war, ein hübsches blühendes junges Frauenzimmer heimlich ins Bett legte, nachdem er ihm zuvor tüchtig mit Wein zugesetzt hatte. Ludwig fand dieses Mädchen erst, als er in sein Bett steigen

wollte, aber er war so wenig zu verführen, daß er sogleich seine Leute herbeirief, und das Mädchen wegbringen ließ, ihr aber nicht wie Xenocrates bloß eine gute Vermahnung sondern ein gewichtiges Mark Silber mit auf den Weg gab. Dabei kann ich auch noch anführen, daß einst ein junger Engländer ein schönes Mädchen heirathete, und ein ganzes Jahr mit ihr lebte, ohne die ehelichen Freuden zu genießen, bloß aus der Absicht, um sich von dem gewöhnlichen Troste der Männer zu unterscheiden. So erschrock auch einst ein ehrlicher Missionär gar sehr, als ihn sein chinesischer Wirth in einem bösen Verdacht hatte. Aus Mangel an genauer Kenntniß der chinesischen Sprache hatte er sich nicht deutlich genug ausgedrückt, als er eine Decke verlangte, denn er hatte eigentlich ein Mädchen verlangt, das ihm auch sein Wirth ohne Umstände hereinbrachte. Er erschrock, und — — — — — Nun, weiter gehen meine Nachrichten nicht, immer aber geht aus dem allen hervor, daß es in alten so gut wie in neuern Zeiten Männer gegeben hat, an deren Neuschheit alle Reize der Weib-

Wer verlohren giengen, oder die doch zum mindesten erschrecken, wenn sie ein Mädchen statt einer Zudecke bekommen sollten.

Filftes Kapitel.

Wie Herr Zipplein die Kirchweihe zu Fuchszwang mit feiert und auf derselben eine Nothlor-Predigt hält.

Der Wirth von Fuchszwang lud mich ein, einige Tage bei ihm zu verweilen, um die Kirchweihe mit zu feiern.

Ich muß gestehen, ich bin von jeher ein großer Freund und Gönner der Lustbarkeiten der Landleute gewesen, und habe mich deswegen allemal herzlich geärgert, wenn ich hörte, daß die

Regierungen, öfters auch nur subalterne Behörden, den Bauern hier und dort ihre Vergnügungen beschneiden. Soll denn der Bauer wirklich nicht mehr Spaß auf der Welt haben, als seine Ochsen? Der Geist der Zeit, heißt es freilich, ist für dieses oder jenes Vergnügen der Landleute nicht mehr: ei, ei, erwiedere ich, geht der Geist der Zeit nicht auch hier und dort auf Sklaverei aus? Man bedenke ja, daß Originalität jeder Art auch noch eine gewisse Freiheit erhält, und daß man überhaupt dem Menschen nicht vorschreiben hat, wie er sich vergnügen solle, wenn er anders nicht auf völkervergiftende Vergnügungen verfällt.

Ich blieb daher auch gern in Fuchszwang zur Kirchweih, und hatte meine Herzenslust daran, wie sich alles auf dieses Fest freute. Ich glaube selbst Jupiter hätte seine Nase an dem Dufte ergößen können, der beim Backen der Pfannkuchen sich durchs ganze Dorf verbreitete.

Am ersten Tage wurde wie überall der Plan aufgeführt, und die dabei figurirenden Bauern

dirnen waren sehr geschäftig, auch andere Tänzer mit herbeizuziehen, nachdem sie mit ihren Burschen durchgetanzt hatten. Mich selbst traf ein solches Loos, und um den Leuten ihren Spaß nicht zu verderben, und den Musikanten etwas zu verdienen zu geben, ließ ich mich denn gutwillig finden, mit meiner dießen Tänzerin die Tour um den Mayen zu machen. Mußte doch sogar ein junger Pfarrer aus der Nachbarschaft nolens volens mittanzen! Nachmittags langten auch mancherlei fremde Personen von Distinction in Rutschen an, um die Kirchweihe mit zu feiern, und so fand ich denn Unterhaltung jeder Art. Den andern Tag zeigte sich der Dorfswitz. Die jungen Bursche verkleideten sich, zogen von Haus zu Haus, und brachten dabei ihre Späße und Satyren vor. Den Vortrab machte der Kirmesefesel. Dieser war ein geschwärzter und häßlich gekleideter Kerl, der ein Steckenpferd mit Eselsohren ritt, Kinder und auch Erwachsene mit seiner Peitsche neckte, und hier und da seinen Scherz anbrachte. Auf ihn folgte ein anderer Bursche, der in ein altes häßliches Bettelweib verkleidet war, das auch wirklich Kuchen und

und Eyer zusammen bettelte, und dabei seinen Biß spielen ließ. Darauf folgte ein Trupp Barentreiber. Mit Teppichen hatte man einen Kerl in einen Bären verwandelt, und ihm statt der Schnauze einen Topf vorgebunden, auch auf dem Rücken unter dem Teppiche eine Schanze anbefestigt, damit er die Prügel weniger spürte; wie Polacken gekleidete Führer, Pfeiffer und Trommler führten ihn von Haus zu Haus herum, ließen ihn überall tanzen, und so der Bär nicht selbst Brantwein bekam, brummte er ganz entseßlich. —

Man wird sich leicht vorstellen, daß dieser Aufzug im Dorfe eben so viel Aufsehen erregte als der Aufzug des Pfeiffergerichts in der ehemaligen Reichsstadt Frankfurt. *) Das ganze Dorf

*) Das Pfeiffergericht war der Aufzug der Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Bamberg in rothen Mänteln, denen drei Pfeiffer in blauen Mänteln vorausgiengen, welche auf einer alten Schalmey, einem Baß und einem Pommer eine altfränkische Musik spielten. Diese Deputation hielt um die Bestätigung der Zoll- und

kam über diese drolligen Kerls in Bewegung, und sammelte sich voll Freude um sie herum. Auch ich fand so viel Behagen an dieser Nummerei, daß ich ihr fast durchs ganze Dorf nachhief.

Nachmittags kamen wieder fremde Gäste angefahren, meist die des vorigen Tags. Da wir schon bekannter mit einander geworden waren, so wurde unsere Unterhaltung auch um vieles munterer und ungezwungener. Gegen Abend vereinigten wir uns daher auch zu allerlei Gesellschaftsspielen, indem die wenigsten von uns tanzen mochten. Unter andern wurde vorgeschlagen, daß drei Personen der Gesellschaft nach einander eine sogenannte Rocklorpredigt halten sollten. Das Loos wurde hierzu gezogen, und

Messfreihen beim frankfurter Magistrat an, und brachte einen zierlich geschnigten hölzernen Becher mit 1 Pfund Pfeffer, 1 Paar altfränkische lederne Handschuhe mit einem Räderalbus, 1 weißes Stäbchen und einen Kastorhut zum Geschenk mit; letzterer wurde gewöhnlich mit 1 Goldgulden ausgelöst.

eins fiel davon auf mich. Der geehrte Leser wird wissen, daß eine Rocklorpredigt von zweien Personen vorgetragen wird, deren eine spricht während die andere die Gestus macht. Der Sprecher sitzt dem Gestikulirenden auf dem Schooß, und ihm wird ein Rocklor vorgehängt, in dessen Ärmel der Gestikulirende seine Arme steckt. Der Scherz beruht vorzüglich darin, daß Rede und Gestus nicht mit einander übereinstimmen, und daß der Gestikulirende dem Sprechenden mitunter eine Prise Schnupstabaß giebt, ihn schneuzen läßt, das Gesicht mit dem Tuche abtrocknet, und dergleichen mehr. Die Predigt, die ich hielt, war ungefähr folgende.

Nachpredigt.

Hochgeehrteste Kirchenversammlung!

Daß die Weisheit närrisch, und die Narrheit weise sei, habe unsere in Gott ruhenden Vorfahren nicht allein geschrieben sondern auch zum öftern bewiesen, ja selbst empfunden. In unsern Tagen haben wir ebenfalls genug dergleichen Beispiele erlebt und auch wohl an uns selbst aufgestellt. Die Engländer sind im Stande, mit ihrer Staatsschuld einen Ring von Laubthälern um die Erde zu legen, die Chinesen hingegen können mit den Materialien ihrer großen Mauer rings um die Erde herum eine 6 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Mauer ziehen, und dennoch heißen wir diese steinreichen Leute Narren, und jene Allweltsschuldner Weise. Man siehts deutlich, daß wir Deutsche sind, deren Vorfahren aus dem frischen Ochsenkotze weissagten!

Die Berliner halten sich für die gescheidesten Leute in Deutschland, und dennoch hatten sie im

17ten Jahrhunderte Perückenriecher, welche diejenigen Leute auswittern mußten, welche ungestempelte Perücken trugen, wodurch es denn öfters auf den öffentlichen Straßen zu Schlägereien kam, indem diese Spürhunde den Leuten die Perücken vom Kopfe rissen, um wegen des Stempels nachzusehen. Das kommt mir gerade so vor, als wenn man Linsen säet und Steinchen erndtet, wie dieser Fall im Jahr 1754 in der Preßburger Gespannschaft vorkam, welches Wunder die jenaische naturforschende Gesellschaft, der man eine Menge solcher steinernen Linsen zuschickte, noch immer nicht erforscht hat.

„Hier sind alle Tage Kalbaunen zu haben, aber Sonntags bewahre Gott!“ schrieb ein Methodist in London an seinen Laden. Eben so sollte mancher Arzt eine Tafel vor sein Fenster hängen, und darauf schreiben: Viele hab ich schon todt gemacht, aber gesund — bewahre Gott! Wenn die Aerzte ihr Maul auch noch so voll nehmen, und alle Posttage medizinische Journale durch die Welt schicken, so vergleiche ich sie denn doch nur mit den beiden Todtenen-

geln der Türken, Nekir und Munkir, deren letzterer die Seelen der Todten mit einem Hacken aus dem Grabe hervorzieht, während der erstere sie mit seiner Keule wieder in die Erde schlägt, und es wäre fast Noth, daß wir, wie in Batavia, zugleich mit dem Heyrathscontract auch unser Testament aufsezten.

Es ist indessen gut, daß wir nicht in Batavia sind, sonst könnte uns leicht auch eine Steuer auf Zöpfe und Nägel aufgelegt werden, wie die dortige holländische Regierung gethan hat, weil die Chinesen gar sehr viel auf lange Zöpfe und Nägel halten, und sie für ein Zeichen des Reichthums und Wohlstandes ansehen. Wie bei uns unter den Thoren Zoll- und Weggelds-tarife angeschlagen sind, so müßten dann auch Zopf- und Nägeltarife öffentlich ausgehängt werden, ja neben der Conscriptionsmessung müßten sich sogar die ältesten Spießbürger zur Zopf- und Nägelmessung jährlich einstellen. Vielleicht kommt es denn doch noch dazu, indem wir Deutsche auch von Staatswegen gar zu gern fremde Erfindungen nachahmen, und so wie unsere Lu-

zußsteuer schon allerlei Haushiere besteuert hat, so könnten wir am Ende auch die Wandwürmer und Polypen besteuern müssen, die sich in unserm Körper ansetzen, indem diese doch im eigentlichen Sinne des Wortes Haushiere von uns sind, die bloß zum Luxus und Ueberflus dienen.

O närrische Weisheit und weise Narrheit bringe meine Predigt wie die Pilger des Mittelalters zollfrei durch die Zollstätten unserer Reichs- Erz- Murrköpfe hindurch! Köstlich riechen die Rosen von Fium und Schiras, und lieblich schwimmen die Seeblumen auf Floridas Seen herum, und doch bilden sie Inseln, auf welchen Krokodile, Fischottern und Schlangen ihren Raub finden. Fast gleichen die Deutschen den englischen Methodisten, die sich vom Satan besessen glauben, wenn sie der Lachzettel anwandelt.

Geehrte Versammlung! Im menschlichen Leben thun Freibeuter und Pfarrer, Amouretten und Hebtissinnen, Centauren und Churfürsten,

Sybillen und Mätressen, Waldbrüder und Admirale, Harlekins und Philosophen, Werther und Gurlis nicht gut beisammen, aber auf dem Blumenbrette eines Nellenliebhabers stehen Nelson, Pompadour, Zollikofer, Spinoza, Gurlis, Werther, die beiden Trenks und noch viele andere merkwürdige Personen ganz friedlich und lustig neben dem Gott Brama, dem Juden Moses, und der Venus und Ida von Schwaben. Kommt Ihnen das nicht vor, als wenn die Buchbinder zu ihrem Meisterstück ein Nürnberger Folio-Bibel in Schweinsleder einbinden?

Wir sind hier auf der Kirchweih versammelt, und würden alle unsers Zwecks verfehlen, wenn wir nicht ländlich gesinnt wären. Erlauben Sie mir daher auch ein wenig ländlich in meiner Predigt zu seyn, und Sie mit einigen Betrachtungen über die Schweine zu unterhalten.

Er wird aufgenommen wie die Sau im Judenhaus sagt man von demjenigen, der irgendwo schlecht beliebt ist, und doch

ist die heilige sowohl als Profan-Geschichte voll von den Verdiensten der Schweine. Zu wie vieler Erbauung und Andacht haben z. B. nicht die Gergesener Säue Anlaß gegeben? Berichtet ferner nicht die Chronik, daß die Schweins-Heerde des Ritters Kolostug unter der Regierung der Königin Libussa das Teplitzer Bad erfand, indem einige verlaufene Säue den Ausbruch der heißsprudelnden Quelle durch ihr Wühlen beförderten? Heut zu Tage hat man oft Mühe, lose Schuldner zum Zahlen zu bringen. Auch dazu halfen im Mittelalter die Schweine. Man ließ nemlich die Wappen oder Bildnisse böser Schuldner Schweinen auf das Hintertheil mahlen, und diese so lange damit herumlaufen, bis sich der Schuldner zum Zahlen bequeme. Heut zu Tage, wo es so viele privilegirte Schuldenmacher giebt, sollte man dieses Mittel wieder hervorsuchen: wie viel würden dann die Kunst- und Porträtmahler nicht zu arbeiten bekommen? Ja ich glaube, in mancher Stadt würde ein einziger Schuldner auf den Posterioribus der ganzen Schweinsheerde zu sehen seyn, wenn jeder Gläubiger desselben auf solchem lebendigen Pergament

sein Porträt anfertigen ließe, und man mußte dann schon in einigen Tagen die ganze Schilderung wieder abfegen, damit für andere Schuldner leerer Platz in der Bildergalerie würde. Wahrscheinlich waren es diese und andere Verdienste der Schweine, welche im 16ten Jahrhundert die Damen von Bayonne bewogen, kleine, mit schönen Halsbändern gezierte Ferkel statt der Schooßhunde unter dem Arme zu tragen, sie sogar auf Bälle mitzunehmen, wo sie dann ihre Lieblinge auf den Boden setzten, und grunzend unter den Gruppen der Tanzenden herumlaufen ließen. Daß die Schweine auf dem Tanzboden keine unpassenden Gäste sind, beweist die bekannte Abrichtung derselben zum Tanzen, welche zur Aufheiterung Ludwigs XI vorgenommen wurde, wo man tanzende und Gestus und Complimente machende Ferkelchen in gallonirte Leibrocke, Huth, Hosen, rothwürflichte Schärpen und Manschetten einkleidete und ihnen Degen anhing.

In London fiel einst ein Mann in's Wasser der Themse. Sogleich stellten sich mehrere Engelsk

männer am Ufer hin, sahen ihm zu, wie er sich mit den Wellen um sein Leben abkämpfte, und wetteten endlich mehrere hundert Pfund Sterling für und wider sein Leben. In demselben Augenblicke stieß aber auch ein Rahn vom Lande ab, um den Unglücklichen zu retten: Halt, halt! schrie sogleich die eine Parthie der Bettenden, das ist nicht unser Spiel, denn wir verlieren die Wette, wenn ihr ihn rettet. — Also schreien auch oft die Menschen in der Welt, wenn man Thieren die Ehre retten will, indem sie dann ihre eigene für verspielt halten. Wenn sich z. B. Schweine gut auf den Tanzboden und Ballsaal schicken, höre ich manche einwenden, wie konnten denn die Kirchenväter auf dem Concilium zu Trident im Jahre 1562 tanzen? — Nun, macht das mit ihnen aus, antworte ich; ich weiß es wohl, wie jeder Historiker, daß der Cardinal Herkules von Mantua damals vortanzte.

Ich will daher auch jetzt kein Wort mehr mit den Schweinen zu thun haben, sondern lieber von den Krebsen reden.

Die Krebsse sind diejenigen Scheerenbesitzer allein, welche ihre Scheeren dem Scheerenschleifer nie zum Schleifen bringen. Da sie überdem auch die Fähigkeit besitzen, sich verlohrene Scheeren wieder nachwachsen zu lassen, so sollte man sie billig als Arbeiter in den Scheerenfabriken anstellen. Auf jeden Fall wird es auch bald dazu kommen, indem der Bedarf an Scheeren seit der Zeit sehr zugenommen hat, seit welcher man die Menschen ohne Unterlaß zu scheeren pflegt. Ueberhaupt gilt heut zu Tage der Mensch weniger als die Thiere und Pflanzen. Wenn man Gurken und Melonen versetzt, so nimmt man dazu den Gurken- und Melonenbohrer, damit die Wurzeln sammt der sie umfängenden mütterlichen Erde auf den fremden Boden versetzt werden; wenn man aber die Menschen bei der Conscription ihrem mütterlichen Boden entreißt, bekümmert man sich nicht darum, ob sie auch mit etwas mütterlicher Erde zur Erhaltung ihrer Wurzeln ausgehoben werden. O närrische Weisheit und weise Narrheit!

Es ist ein altes Sprichwort: Ein Grie-

che wird auch da noch satt, wo ein
Esel Hungers stirbt. Diese ehemals äthe-
rische Nation scheint also wirklich auch noch jetzt,
wenigstens in Hinsicht auf Essen und Trinken,
vom bloßen Aether leben zu können. Es ist das
Her billig zu verwundern, daß man noch keine
griechischen Schulmeister angestellt hat, welche in
gegenwärtigen Zeiten, wo der Brodkorb so hoch
gehängt ist, ein wenig Unterricht erteilten, wie
man sich mit bloßer ätherischer Kost begnüge.
Wenigstens wäre es für manchen Schriftsteller
gut, wenn er es ein bißchen verstünde, vom Ae-
ther zu leben. Diese hungerige Nation wartet
daher mit Schmerzen auf die Zeit, wo über's
Meer eine Brücke nach England gebaut wird,
um an den Vortheilen jener seit 1792 bestehende
Gesellschaft in London Antheil zu nehmen,
welche zur Unterstützung armer Schriftstel-
ler eigens gestiftet worden ist.

Man schreibt jetzt ganze Werke über die Kunst,
mehr einzunehmen und weniger auszugeben, und
sucht alle nur möglichen Ersparnisse in der
Staatsmaschine anzubringen. Dennoch ist noch

kein Finanzmann darauf verfallen, die Engländer und Patagonier nachzuahmen. Erstere halten sich nemlich keine Henker, sondern lassen die Missethäter vom Scheriff (Richter) selbst aufhängen, und ersparen dadurch die Henkersbesoldung *), und letztere stoßen sich einen Pfeil in den Rachen, wenn sie den Magen verdorben haben, bewirken dadurch das Erbrechen, und behalten somit das Geld für Brechpulver, Magenelixir und Rhabarbar im Lande. Gehet hin und thut desgleichen!

Ueberhaupt sollten wir uns mehr bei andern Völkern umsehen, und in ihren Noth- und Hülfsbüchleins fleißiger studieren. Bei den Asiaten muß der Geringere den Vornehmen beschenken, wenn er mit ihm sprechen will, aber bei uns müssen, o der Thorheit! die Vornehmen den Geringern Geld schenken, wenn letztere ihre Neujahrsvisiten machen. Kurz, man merkt es uns

*) Wenn der Scheriff nicht selbst hängen will, so dingt er sich einen Kerl dazu, der dies für ihn verrichtet.

gar zu sehr an, daß wir Narrenkappen mit Schellen tragen, und es wäre daher nunmehr Zeit, daß wir unsere Narrenschellen abnähmen und sie wie die Bauern auf Eupern an die Stiefel bänden; haben wir auch nicht Schlangen damit zu verjagen, wie diese, so könnten wir uns doch damit Anfälle von Schildbürgerei vertreiben.

Leibniz erzählt, er habe einen Bauer in der Nähe von Zeitz in Sachsen angetroffen, welcher einen Hund besessen, der dreißig Wörter aussprechen konnte, worunter sich auch die französischen Wörter Thee, Caffee, Chocolate, Assemblée und andere befanden. Dieser Hund scheint von der Vorsehung besonders dazu bestimmt gewesen zu seyn, der Veranlasser von den Verdeutschungen fremder Wörter durch Herrn Schulrath Campe zu werden. Viele Deutsche hielten es für eine Schande, sich in allen Angelegenheiten des Lebens einheimischer Wörter zu bedienen, und flüchteten deswegen französische Wörter ein, und der Hund machte ihnen dieses nach. Da nun aber die Menschheit durch nichts mehr entehrt wird, als durch Dinge, die sogar auch die Hunde und

andern vier-, sechs-, und zweibeinigten Thiere vollbringen können, so konnte Herr Campe mit allem Recht dadurch Veranlassung nehmen, uns mit einem Wörterbuch zu beschenken, daß unserer heiligen römischen Reichs-Nation alle fremde Wörter in derbes Deutsch übersezte.

Vielleicht haben nicht alle meine hochgeehrtesten Zuhörer das Verdeutschungswörterbuch des Herrn Campe durchgelesen, und so wird es mir wohl zur Pflicht gemacht seyn, Ihnen einige Blümlein daraus zum Nischen zu geben. Als ich es das erstemal aufschlug, kam mir sogleich ein wahrer Flegelgesang oder eine ganze Litanei von unverständlichen Wörtern entgegen, und mein Sprachlineal, welches Schlichtholz übersezt wurde, ließ sich nirgends recht anlegen. Ich fand bald, daß ein Weltleuchter oder Lumen mundi dazu gehört, diese Angelegenheit mit Geschmaek und Geschick durchzuführen, und daß man manches Gläschen Kraftwasser (Liqueur) darüber trinken könne. Was mir aber sehr viel Spaß machte, war die Verdeutschung der verschiedenen Arten von Musikern; da gab es Kniegeiger, Beingeiger, Darmstrei-

Freier, die Clarinette ward zu einer Geißflöte, und der Fagott zu einer Baßpfeife oder Blasepaf. Es wundert mich aber indeß doch, daß die Musiker noch keinen Meuchelbund (Complot) gegen Herrn Campe wegen dieser und andern Verdeutschungen geschmiedet haben, indem Kniegeiger, Darmstreicher und Geißflötenspieler fast beleidigende Ausdrücke für Violoncelliste, Violiniste und Clarinettiste sind. Freilich würde er sich in diesem Falle als ein wahrer Bücklingmacher und Kraxfußler (Complimentarius) gegen sie benehmen, und sich in ein gelehrtes Streitgespräch und einen Redekampf (Debatte) mit ihnen darüber einlassen: indessen könnte ihm vielleicht der Oberteufel (Beelzebub) selbst nicht helfen, wenn sie sich nicht als Bisamdufter (Muscadins oder süße Herren) sondern als echte Deutsche Flegel gegen ihn betrügen. Im Ganzen ist es nur zu bedauern, daß wir keinen Deutschen Moliere haben, der aus dem Wörterbuch des Herrn Campe den Stoff zu deutschen Zier-Affen (Precieuses ridicules) entlehnte.

Arme Menschheit! Du findest für dich keine bessere Grabchrift als jene, die man auf einem Leichensteine in England liest: Hier liegt Wilhelm Petit der Leinweber, und das ist Alles. Du fährst auf dem wunderbaren Meere des Lebens herum, aber öfter stranzdest du an Felsriffen als daß du auf den Inseln der Seeligen landest. Du schaust wohl mehr nach Osten als Westen, aber wenn Du auch deine Fahrt ostwärts um die Welt herum machst, springt Dir das Vergnügen nicht von Stunde zu Stunde voraus, wie die Uhren auf den Ländern, an welchen Du vorbeisegelst *). Ja alle deine Kreisfahrten um die Welt herum gleichen der Andacht der Derwische, die sich so lange im Kreise herum drehen, bis sie das Blutspeien bekommen. Passend ziehen die Herrnhuter am Morgen des Osterfestes in weißen Kleidern mit Blau-

*) Die Rede spielt hier auf die bekannte Erfahrung an, die auch mathematisch richtig ist, daß wer von Osten nach Westen die Erde umschifft, um einen ganzen Tag zurückkommt, wer aber umgekehrt fährt, um einen Tag Zeitvorsprung gewinnt.

men geschmückt und unter fröhlichem Gesange und Musik auf den Gottesacker, und feiern das Andenken ihrer verstorbenen Brüder und die Hoffnung der Auferstehung. Nichts ist schicklicher, als des Todes zu gedenken, ja alle Andacht sollte auf Tod und Sterben hingerichtet seyn. Daher haben die Franciskaner auf Madera in einem Flügel ihres Klosters eine Kapelle der Hirnschädel erbaut, deren Wände und Decke mit menschlichen Knochen und Schädeln ganz überzogen sind.

Geehrte Versammlung! unvermuthet sind wir mittelst eines Seitensprungs auf schwermüthige Betrachtungen gestoßen: sie sollten uns Veranlassung werden, unsere Rede mit einer moralischen Ruhanwendung zu schließen. Ich rathe Ihnen nemlich, meine Herren, daß sich jeder von Ihnen wie die vornehmen Mandarinen in China einen Kerl bestellt, der für ihn die Prügel aushält, wenn allenfalls heute die Bauern den Stühlen die Beine ausdrehen, und in unsere geehrte Versammlung hineinprügeln sollten. Auch warne ich deswegen jeden von Ihnen, sich

mit den Bauerndirnen in zu vertrautes Verhältniß zu setzen. Wenn sich ein Städter mit einem Bauernmädchen zu sehr ins Gespräch vertieft, so sind die Bauernbursche fast des Glaubens mancher Pfauenwärter, daß die Pfauenhähne schon durch ein schnelles Schlagen des Rads die Weibchen befruchten können, und jagen dann das liebende Paar unsanft auseinander. Es hilft dann nichts, wenn man in der Angst des Herzens gelobt, man wolle sich zur Abbußung seiner Sünden wie der Freiherr von Dreffurt im Jahre 1347 an den Ort hinbegraben lassen, wo die Schultnaben ihr heimliches Gemach haben.

Dixi!

Zwölftes Kapitel.

Wie sich der Schauspieler Krob mit seinem Regensenten herumprügelt, nebst einem Anhang von einigen Prologen.

In Pflockheim suchte ich einen alten Universitätsfreund auf, und fand ihn noch gesund und wohl. Er war noch immer des lustigen Humors, wie in den Tagen seiner Jugend, und hatte auch seine größte Freude daran, wenn ihm komische Abenteuer aufstießen, die er dann mit der muntersten Laune erzählte. Ich war auch kaum einige Augenblicke bei ihm eingetreten, als er schon mit einem Stückchen der Art heranrückte, das ihm vor einigen Tagen begegnet war.

Als Redacteur eines öffentlichen Blattes hatte mein Freund eine Recension über eine Sammlung von Gedichten aufgenommen, die voll Sprachfehler waren, und meistens aus Bombast bestanden. Die Censur hatte diese Recension passiren lassen, und das Publikum war darüber mit dem Recensenten einverstanden, daß dem Verfasser der Gedichte nicht zu viel geschehen sei. Indessen war dieser, ein gewisser Schauspieler Krob, ganz anderer Meinung, und fand sein poetisches Schöpfergefühl aufs Höchste gekränkt. Mit einem derben Knittel bewaffnet rückte er daher meinem Freund auf die Stube, und stellte ihn wegen der Recension zu Rede. Dieser wies ihn ganz gelassen ab, und sagte ihm, er solle die Sache mit dem Censor ausmachen. Herr Krob aber wollte davon nichts wissen, und fieng in seinem gebrochenen Deutsch an, meinen Freund zu schimpfen, und als ihm dieser derb darauf antwortete, hieb Krob mit seinem Knittel nach dem Kopfe meines Freundes. Dieser, ein muthiger Mann, gieng sogleich im Sturm auf Krob los, hezte seinen Pudel noch oben-drein auf den verwegenen Theaterhelden, und

so erfolgte ein glänzendes Gefecht, das damit endigte, daß Krob zur Stube hinaus gejagt und die Treppe hinunter geworfen wurde, seine Waffe und Kappe auf dem Bahsplatz ließ, und am ganzen Körper übel zugerichtet war. Spornstreichs requirirte er nun die Polizei, aber auch mein Freund zeigte derselben den Vorfall an, und nach erfolgter Untersuchung des Vorfalls ward Krob zu einer Abbitte verurtheilt und behielt seine Prügel und Schrammen für sich ganz allein.

Ganz meisterhaft komisch erzählte mir mein Freund das Detail dieser Scene, und meinte, es geschähe bloß, um dergleichen Prügel-Antikritiken zu vermeiden, daß die Rezensenten unserer berühmtesten kritischen Blätter sich hinter der Anonymität versteckten. Dabei konnte er seine Verwunderung nicht bergen, daß Leute, welche beständig in der Poesie leben, wie die Schauspieler, doch nur selten im Stande seyen, etwas ächt Poetisches zu schreiben. Er ließ sich ferner über andere theatralische Productionen aus, und war besonders auf die Prologe nicht gut zu

sprechen, die er zum öftern hatte anhören müssen, und meinte, bald käme die Poesie, bald die Mythologie, bald die Schicklichkeit und bald Sinn und Verstand hierbei ins Gedränge. Er zeigte mir dagegen einige vor, die er im Sinne der alten Schauspieldichter gedichtet hatte, und die theils für öffentliche Bühnen, theils für Privattheater bestimmt waren. Um auch meinen Lesern etwas hiervon sehen zu lassen, will ich zwei davon mittheilen.

Nr. 1.

Prologus

(Saal. Antike Kleidung.)

In Griechenlands gepriesnen Städten, in der
Stadt

Der sieben Hügel tritt der Prologus heraus,
Bald im Kothurn und bald im Soccus, um dem
Spiel

Gewandter Mimen Sinn und Deutung zu verleihn,
Und horchende Zuschauer in den Gang des Stücks
Und seiner Handlungen erklärend einzumeihn,
Ja Götter selbst verschmähten nicht, dem Volk
von Rom

Und von Athen als Prologi sich darzustellen.
Nicht also tret' ich heute vor Euch hin, nein
mich

Bewegt ein heiliges Gefühl, und wie mein Herz
Bestimmt ist, möcht' ich auch das Eure stimmen,
denn

Es schwingt sich Dank und Wunsch auf Freuden:
fittigen auf.

Wir feiern heute durch Thaliens Spiel den Tag,
Wo der geboren ward, der gastlich sie in der
Penaten heiligem Sitz ihr Spiel beginnen ließ,
Ein Mann, den unser ganzer Chor verehrt und
dem

Wir gern auf Vesta's heiligem Altar vereint
Ein Denkmal stiften möchten, Zeuge unsers
Danks.

(Der Saal verwandelt sich in eine freie Gegend
mit einem erleuchteten Tempel im Hintergrunde.
Auf dem Altare des Tempels brennt ein Flamme.)

Welch Wunder schau' ich? Ja, Thalia zaubert
selbst

Der Vesta glanz erfüllten Tempel her, es flammt
Ihr unentweih'tes ew'ges Feuer auf.

(Knieend, die Hand an den Altar gelegt.)

So ruff' ich denn Dich Tochter Chronos an, die
stets

Allwaltend Glück und Wohl verleiht, auf dieses
Haus

Des Segens Blüthen freundlich lächelnd hinzu-
wehn

Und ihm zu spenden mannichfachgestaltet Heil.

Sa wie in jeder Wohnung Mitte hell erglänzt

Dein heil'ges Feuer, so erglänze dein Altar

Vom Namen jenes Mannes, dem die Dankbar-
keit

Durch meinen Griffel helles Denkmal setzen will!

(Prologus steht auf, nimmt einen Griffel, schreibt
auf den Altar, und nun erblickt man auf demsel-
ben den transparenten Namen * * *. Trompeten
schmettern, der Vorhang fällt.)

Nr. 2.

Bertumnus.

(Wilde beschneite Gegend. Der Gott hat ein Füllhorn in der Hand und einen Kranz von Gras und Blumen auf dem Kopfe.)

Der Jahreszeiten buntem Wechsel steh' ich vor,
Bertumnus von der Römer Volk genannt, der
einst

Durch trügende Gestalt Pomonens Herz errang.
Im Frühling zaubert meine Hand auf Eurer
Flur

In wunderlichen Farben Blumen hin, und Gras
Und Laub und Blüthen sprossen Euch auf mein
Scheiß.

Dann reif' ich Schnittern Ceres Garben, und
den Schein

Des Glühwurms spende ich der Abenddämme-
rung.

Der Reichthum meines Füllhorns überzieht im
Herbst

Pomonens Gärten mit des Obstes reichem
Schatz,

Und an des Bacchus Rankenstock schwillt nur
durch mich

Der Trauben Fülle auf zum lieblichsten Genuß.
Selbst wenn des Himmels träger Wassermann
sein Faß

Von Regen, Reif und Flocken auf Euch gießt
herab,

Befolgt er mein Gebot, und wenn es um Euch
stürmt

Wie heute oder gestern, herrschte ich im Sturm.
Durch Früchte ehrte mich des alten Latiums
Geschlecht, der Blumen Erstlinge gehörten mir.
Nun bin ich heute her zu Euch gekommen, um
Der Blumen bunten Schmuck auf winterliche
Flur

Euch hinzuzaubern, denn auch Götter freuen sich,
Wenn sich ein biedres Volk ob seiner Herrscher
freut.

Die Herzen aller seh ich voll von Jubel, daß
Der edle Fürst zurückgekehrt ist, den ihr schon
Seit langer Zeit vermißtet, ihn, den sinnigen
Berehrer jeder Kunst und Wissenschaft, den Freund
Von Florenz lieblich duftendem Geschlecht, der
sich

Um Euch erwarb gar mannichfach Verdienst.
So wink' ich dir, Natur, der Blumen 'festlich
Chor

Zur Feier dieses Fürsten herzusenden mir.

(Verwandlung in Florens Gebiet. Vertumnus
tritt in dessen Mitte.)

So wie mich hier, o Fürst, der Flora Reich um-
fängt,

So schwebe in der Blumen lieblich Bild gehüllt
Des Lebens Genius um Deine Tage stets,
Und Vater Jupiter, der alles Edle schützt
Und liebt, beglücke Dich mit Wohl und Heiter-
keit.

Zwölftes Kapitel.

Herr Zipplein geräth so in Amtzeifer, daß er seine
Leser mit einer Vorlesung über das Gastmahl
des Plato tractirt.

Der geehrte Leser wird gern glauben, daß
mir diese Prologe erwünschte Gelegenheit gaben,
mich einmal auch über das Schulfach zu besprechen,
wozu ich bis jetzt auf meiner Reise noch keine Ge-
legenheit gefunden hatte. Ich machte meinen
Freund darauf aufmerksam, daß die Alten denn
doch bis jetzt unerreicht und unübertroffen dastän-
den, daß besonders die neueste Poesie und Phi-
losophie ganz wieder in das Geleise der Alten

zurückzukommen scheine, und daß also das klassische Studium der Alten jetzt mehr als je einen Hauptgegenstand des öffentlichen Unterrichts ausmachen müsse. Mit diesen Aeußerungen kam ich aber sehr schlecht an, denn mein Freund gestattete den Alten gar wenig Vorzüge, ließ ihre Poesie nur wegen der in ihr enthaltenen trefflichen Mythologie etwas gelten, und meynete, mit unserer neuesten Philosophie seyen wir mehr rückwärts als vorwärts gekommen. Man wird leicht von mir erwarten, daß ich ihm hierin nicht Recht gab, doch war ich nicht vermögend, ihn für meine Ansicht zu gewinnen. Während unseres Streites wiederholte er mir auch eine Vorlesung, die er kürzlich in der Versammlung eines Gelehrtenvereins gehalten hatte, und die zu viel Rehereien enthält, als daß ich sie meinen Lesern nicht auch mittheilen sollte. Hier folgt sie also,

V e r s

Vorlesung über Plato's Gastmahl.

Unter allen Philosophien, die seit dem An-
 beginn menschlicher Kultur existirten, hat wohl
 die platonische das meiste Aufsehen gemacht.
 Die überwiegenden Talente ihres Urhebers muß-
 ten es zu bewirken, daß sich nicht nur in der er-
 sten Zeit, sondern auch späterhin ausgezeichnete
 Köpfe in diesen philosophischen Dogmatismus
 nicht allein einstudirten, sondern ihn sogar zu
 einer skeptischen Waffe brauchen lernten, um
 damit andere dogmatische Systeme zu bekämpfen.
 Die Geschichte der Menschheit zeigt uns über-
 haupt das sonderbare Phänomen, daß großge-
 dachte politische Constitutionen seltener wieder-
 kehren, als phantastische Träume der Philoso-
 phen und Schwärmer. Der klösterlichmilitärische
 Staat der alten Spartaner hat die sechshundert
 Jahre seines Ruhms seit Jahrtausenden schon
 verlebt, aber die Schwärmereien eines Plato
 haben sich nicht nur im Alterthume, sondern auch
 in der neuesten Zeit zum öftern wiedergebohren.
 Denn was ist unsere epochemachende Naturphilo-
 sophie anders als Platonismus ausge-

• rüstet mit der Empirie der Naturkenntniß und bewaffnet mit der Sophistik des Zeitalters? Auch Plato sagt wie Schelling, daß die Wahrheit nicht in den zeitlichen Erkenntnissen, sondern allein in den ewigen Ideen der Dinge bestehe. Außerdem fallen die Naturphilosophen auch häufig noch in andern einzelnen Ansichten und Behauptungen mit Plato zusammen, so wie man sehr vielen von ihnen die Mühe anmerkt, dem Plato in Rücksicht auf schöne Darstellung und geistige Behandlung der Philosophie zu gleichen. Leicht entdeckt man indessen, daß, während Plato die ganze Pracht athenischer Beredsamkeit und allen Schimmer der griechischen Mythologie in ganzer Fülle in seinen Schriften auslegt, die Naturphilosophen ihm höchstens in einigen unnatürlichen Verschränkungen der Perioden und einiger Mystification ganz gewöhnlicher Bemerkungen gleichzukommen wissen. Wenn also auch Plato's Schwärmereien von unsern Zeitgenossen wieder an das Licht gebracht worden sind, so ist doch seine Darstellungskunst immer noch unerreicht geblieben.

Man mag über Plato urtheilen, wie man

will, so muß man dennoch eingestehen, daß seine Vorzüge mit auf dem Glücksfalle beruhen, daß sich seine Schriften erhalten haben. Wie viel hat nicht Epikur geschrieben, und wie ist doch gar nichts davon auf uns gekommen! Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Ansichten Epikurs von der Natur sehr gigantisch und erstaunenswürdig sind, und daß er den Ruhm Plato's sehr schmälern würde, wenn sich seine Schriften erhalten hätten: wer weiß überhaupt in welchem bewundernswürdigen Lichte er nicht noch erscheinen wird, wenn seine unter den herkulanischen Handschriften aufgefundene Physik durch den Druck allgemein verbreitet wird, denn im Munde eines Diogenes von Laerte, eines Cicero und Lucretius hat er gar viel von seiner ursprünglichen Kraft verloren! Plato steht aber im Vergleich mit Epikur als eine vollständig erhaltene Antike vor uns, und da es eben nicht Kraft und Energie, sondern Reichthum und Ueppigkeit ist, was seine Schriften auszeichnet, so liegt, wie gesagt, ein großer Theil seiner Vorzüge darin, daß sich seine Schriften in so großer Anzahl erhalten haben.

Unter allen Werken Plato's ist dasjenige, welches er *Symposion* oder *Gastmahl* betitelt hat, von jeher als das vorzüglichste betrachtet worden. Kenner haben das *Gastmahl* unbedingt für das vollendetste und schönste Gespräch unter allen platonischen Dialogen gehalten. Ja Wieland ertheilt ihm beinahe übertriebene Lobsprüche, wenn er im *Aristipp* behauptet, „das *Gastmahl* sei ein poetisches Prachtwerk, wozu alle Musen beigetragen haben, und „worin Plato die ganze Fülle seiner Phantasie, „seines Witzes und attischen Salzes, seiner „Böhlredenheit und Darstellungskunst wie aus „Amaltheens unerschöpflichem Zauberhorn auf „seine Leser herabschüttet; es sei ein bei nächtlicher Lampe mit dem größten Fleiße ausgemeisseltes, polirtes und vollendetes Werk, womit er „uns zeigen wollte, daß es nur auf ihn ankomme, ob er unter den Rednern oder Dichtern, „Sophisten oder Sehern seiner Zeit der erste „seyn solle.“ Diese Wielandschen Erhebungen und die Nachahmung dieses *Gastmahls* in unserer neuesten Literatur werden mir also gewiß die Erlaubniß auswirken, heute einige Inhaltsdarstellung

lungen und Bemerkungen aus und über Plato's Gastmahl mitzutheilen. Wir werden dadurch nicht allein diese so gepriesene Schrift näher und unpartheiischer kennen lernen, und manche zur Charakteristik Plato's überhaupt dienende Beobachtungen anstellen, sondern auch mehrere interessante Parallelen zwischen Platonismus und neuerer Philosophie ziehen können und uns überhaupt in der gebildeten Welt des alten Griechenlands ein wenig umsehen.

Das Gastmahl ist eine Reihe von Gesprächen, deren Grund das Lob des Gottes Eros ausmacht. Eine bei Agathon zu Athen vereinigte Tischgesellschaft, worunter sich Sokrates, Alcibiades, Aristophanes und andere befinden, beschließt während des Trinkens nach beendigtem Gastmahl eine Lobrede auf den Eros zu halten, und zwar der Reihe nach. Der in der Gesellschaft befindliche Arzt Ernymachus gab hierzu den Ton an, indem er bemerkte, es sei arg, daß von den Dichtern auf alle Götter Lobgesänge und Anrufungen gedichtet wären, dem Eros aber, einem so großen und herrlichen Gotte von fei-

nem Dichter je ein Loblied gesungen worden sei. Alle Anwesende stimmten mit diesem Vorschlage überein, und so enthält denn das Gastmahl eine Reihe dichterischer und philosophischer Ansichten des Eros.

Die griechische Mythologie hatte den Vorzug, daß ihre Götter auch zu philosophischen Deutungen und Ansichten brauchbar waren. Sie war eine unmittelbar auf Naturkräfte begründete Welt, eine Gallerie der schönsten Ideale des Menschens und Naturlebens, und so wie sie dem Dichter die üppigsten Bilder der Phantasie mit freigebiger Hand darbot, so ließ sie auch dem Philosophen reichen Stoff zu Betrachtungen durch die in ihr ausgesprochenen Naturgesetze. Plato, eben so sehr Dichter als Philosoph, mußte diese Mythologie besonders zu schätzen, und vielfach und sinnreich anzuwenden. So war der Eros, den er den Gesprächen des Gastmahls zu Grunde legt, sehr passend zu dichterisch-philosophischen Betrachtungen. Eros galt in der griechischen Mythologie für das Symbol der Liebe sowohl als der Vereinigung

der Elemente. Inögemein hält man nur den Begriff von diesem Gotte der Griechen fest, daß er der Liebe vorstehe, aber Hesiod und Orpheus haben ihn auch deutlich genug als jenes Prinzip geschildert, das in das Chaos der neuentstandenen Elemente Ruhe und Ordnung brachte. Als die Materie zum Vorschein kam, dachten die älten Theogonisten, war sie ohne Ordnung, wild, und im Streite begriffen; da ward Eros gebohren, schied und vereinigte die Elemente, und so entstand die gegenwärtige Natur der Dinge. Die Dichter Jbykus und Hesiod machten den Eros zum Sohne des Chaos, und Orpheus nennt ihn den Erstgebohrnen, den Urquell der Götter und Menschen, den Gott, der die Schlüssel zum Himmel, Aether, Meer, Tartarus, und zur Erde hat, der mit mächtigem Geräusch und Brüllen aus der Finsterniß hervorbrach, in der Luft schwebend seine goldnen Flügel über die Welt ausspannete, und als glanzvoller Phanes mit strahlendem Auge das Licht heraufführte. So dichterisch das Ganze klingt, eben so viel Naturbetrachtung liegt darunter verborgen. Wenn einmal die ältesten Philosophen

Griechenlands (denn das waren die Theogonien-
dichter) die Welt durch sich selbst wollten entste-
hen lassen, so mußten sie nothwendig auch ein
eigenes Prinzip aufstellen, das die Elemente
sowohl aus dem Chaos heraussonderte, als auch
in wechselseitigem Beisammenseyn erhielt.

Es leuchtet nach diesen Andeutungen sehr
leicht ein, daß dieser Gros dichterisch philosophi-
renden Trinkern ein herrlicher Stoff zu Lobreden
war. Plato gewann dadurch nicht allein ein
weites Feld von Ansichten, mannichfache Gele-
genheit zum Einweben schöner Mythen und sym-
bolischer Deutungen, und hier und da Veran-
lassung zu Erörterungen griechischer Sitte, son-
dern er konnte auch durch den Glanz des Gros
seiner Arbeit einen Schmuck einzig in seiner Art,
und seiner Rede einen göttlichen Schwung ver-
leihen. Indessen übergeht er doch das, was
man mit erwarten konnte, ich meine die mytho-
logische Ausführung der Welterschöpfung, wahr-
scheinlich weil er sie in einer besondern Schrift
mitgetheilt hat.

Der erste, welcher im Gastmahle den Gros

Iobpreist, ist Phädrus. Nachdem er die Zeug-
 nisse des Hesiods, Parmenides und Alkibiades
 angeführt hat, daß Erös zu den ältesten Göt-
 tern gehört, stellt er diesen Gott auch als den
 Urheber der größten Güter dar, jener Güter
 nemlich, daß man in der Jugend einen wohl-
 meinenden Liebhaber, oder daß der Liebhaber ei-
 nen schönen Liebling finde. Phädrus giebt uns
 also seine Ansichten von der Knabenliebe. Nicht
 für unsere Zeiten allein, sondern für die ge-
 samme moderne Rationalität ist die Knabenliebe
 der Alten immer ein sehr unbegreiflicher, wo nicht
 anstößiger Punkt gewesen. Diese Unnatürlich-
 keit, die man in neuern Zeiten bei wenig Ratio-
 nen, höchstens nur in ihrer ganzen Roheit bei den
 Türken noch vorfindet, hatte indessen bei den Grie-
 chen ihren natürlichen Grund, und entsprang aus
 ihrem unnatürlichen Verhältnisse zum weiblichen
 Geschlechte. Während bei uns dieses Geschlecht in
 beständiger Gesellschaft des männlichen sich befin-
 det, waren die ehrbaren Gattinnen und Töchter der
 griechischen Herren und Bürger zu Hause einge-
 sperrt, und kamen nur bei gottesdienstlichen Festen
 in die Gesellschaft von Mannspersonen. Nur ein

kleiner Theil der griechischen weiblichen Welt, nur die Hetären konnten in freiem Umgang mit Männern treten. Es war also fast von der Nothwendigkeit geboten, daß sich Männer zum freundschaftlichen Umgange genauer an einander schlossen, oder daß griechische Männer sich schöne Jünglinge zu Lieblingen aussuchten, von denen sie überall hin, auf die Jagd und in den Krieg sowohl als auf das Forum und in die Gesellschaften der Bürger begleitet wurden. Je gebildeter ein solcher Mann war, desto edler äußerte sich sein Verhältniß zu dem Lieblinge. Wenn ich sage, daß der schöne Alcibiades der Liebling des Sokrates war, so denkt gewiß niemand an etwas Anstößiges; man ist vielmehr geneigt zu glauben, der edle Weise Sokrates werde diesen schönen Jüngling nur deshalb geliebt haben, weil er ihm mehr Empfänglichkeit für edle Humanität zutraute. Und dies war auch allein beider Verhältniß, so wie es Plato selbst in unserm Dialoge später ausführt. Phädrus stellt auch die Verhältnisse der Knabenliebe nur in dieser edlern Ansicht auf, als Bildungsmittel nemlich und Freundschaftsband, und meint sogar, ein

Heer oder ein Staat, welcher auf diese Art bloß aus Liebhabern und Lieblingen bestünde, müßte das Vortrefflichste in seiner Art überhaupt seyn. Er hat als Grieche hierin nicht Unrecht: die feste Anhänglichkeit von Freunden, die uns das Alterthum in so viel schönen Beispielen aufstellt, gründete sich größtentheils auf jenes Liebesverhältniß. Die zur festen Freundschaft gediehene Liebe des Aristogitis und Harmodius (um nur ein Beispiel anzuführen) unternahm die Zerstörung der mächtigen Tyrannenherrschaft zu Athen. Ja in Theben bildete Epaminondas sogar ein besonderes Corps von dreihundert Liebhabern und Lieblingen, das er die heilige Phalanx nannte. Diese heilige Schaar überwand die Spartaner und ward nie besiegt, und als sie späterhin in der Schlacht bei Chäronea gegen Philipp größtentheils gefallen war, und dieser König ihre Leichname auf der Wahlstatt erblickte, rief er aus: Glück dem, welcher sagt, daß diese etwas Unanständiges gethan oder gelitten haben. — Auch die Lobrede eines Folgenden, des Pausanias, hat die Anabenliebe zum Gegenstand, und

lehrt uns den himmlischen Eros von dem gemeinen unterscheiden.

Ein dritter, der im Gastmahle lobredend auftritt, der Arzt Eryximachus, bringt den Eros mit der Heilkunde in Beziehung. Wenn man seine Behauptungen mit den Ausdrücken mancher unserer neumodischen Naturmediziner vergleicht, so sollte man fast glauben, Eryximachus sei bei ihnen in die Schule gegangen. Eben wie sie faßt er seine Definitionen auf eine solche Art ab, daß man für die Praxis gar nichts, und für die Theorie nur einen Bombast in der Hand hält. Die Heilkunde ist ihm nemlich die Erkenntniß der Liebesregungen des Leibes in Bezug auf Anfüllung und Ausleerung. Man könnte ihn leicht, wie alle unsere naturphilosophischen Aerzte dadurch in die Enge treiben, daß man den Zusammenhang seiner Definition mit irgend einer beliebigen Arznei verlangte, die er seinen Kranken eingab. Er hatte kurz vorher dem Aristophanes, der vom Schlucken plötzlich übersallen worden war, den Rath ertheilt, entweder den Athem an sich zu

halten, oder Wasser hinunter zu spülen, oder auch etwas zum Niesen zu nehmen. Es wäre eine schwere Aufgabe, wenn er diese Mittel mit obiger Definition durch eine erschöpfende Physiologie und Pathologie in Verbindung bringen sollte! Man sieht nunmehr leicht, daß die Lobrede des Erxymachus auf das Kindesalter der Naturwissenschaften berechnet ist, und für uns noch weniger philosophischen Werth hat, als die Lobreden seiner Vorgänger, ob er gleichwohl den Gros als vorwaltendes Prinzip aller Dinge zu schildern vorgab. Mir wenigstens wollte es nicht gelingen, das Walten des Gros im Ackerbau, in der Gymnastik, in der Harmonie der Töne, Lieder und Zeitmaasse, in den Jahreszeiten, Seuchen, Opfern und in der Wahrsagerkunst nach Anleitung des Erxymachus einzusehen, ungeachtet er mit dichterischem Prunke davon redet.

Interessanter wenigstens ist hierauf der Vortrag des Aristophanes, der die Vorzüge des Gros dadurch begründet, daß er uns einen Mythos von der ursprünglichen Natur der Menschen zum Besten giebt. Er sagt nemlich, die Men-

ſchen hätten im Anbeginn der älteſten Zeitalter vier Füſſe und vier Hände gehabt, einen Kopf mit doppelten Geſichtern, einen freisrunden Leib, und hätten ſich auf ihre acht Gliedmaßen geſtützt durch das Radſchlagen im Kreiſe fortbewegt. An Kraft und Stärke wären ſie gewaltig geweſen, hätten auch große Gedanken gehabt, und was Homer vom Ephialtes und Otos ſagt, ſei von ihnen zu verſtehen, daß ſie ſich einen Zugang zum Himmel bahnen wollten, um die Götter anzugreifen. Zeus habe ſie aber dadurch gebändigt, daß er ſie der Länge nach in zwei Hälften zerschnitt, und mit Hülfe des Apolls in die einfachen Menſchen der jetzigen Art verwandelt habe. Groß ſei nun derjenige Gott, der dieſe zerschnittenen Menſchen durch Liebe wieder zu vereinigen ſtrebe. Groß, ſchließt Ariſtophanes, verdient das größte Lob, weil er die Menſchen durch Herſtellung ihrer urſprünglichen Natur glücklich und ſelig machen will. — Wer findet hier nicht ſchon die Anſichten mancher neuern Philoſophen, daß die auf Liebe gegründete Ehe erſt die Menſchheit vollſtändig darſtelle? Ich darf nur an Fichte erinnern, der in ſeiner Sit-

tenlehre sagt, die unverheirathete Person sei nur zur Hälfte ein Mensch.

Die Rede Agathon's, des fünften der Sprechenden, dreht sich vorzüglich um die Jugend des Eros. Weil sich dieser Gott zur Jugend gesellt, sagt Agathon, so ist er jung, zart ist er aber auch, denn er wandelt auf dem Reichsten, und bewohnt es, nemlich die Gemüther und Seelen der Götter und Menschen. So ist er auch schön und groß, und bezähmt sogar den rauhen Kriegsgott. Von der Weisheit des Eros aber ist ein Beweis dieses, daß jeder, den er trifft oder mit dem Pfeile verwundet, ein Dichter wird, wäre er auch den Musen fremd. Ja Apollo selbst ist als ein Schüler des Eros anzusehen, denn die Heilkunde und Kunst des Bogenschießens und Weissagens hat Apollo erfunden unter Anführung des Verlangens und der Liebe. — Man bemerkt leicht, daß die ganze Ausführung Agathon's mehr dichterisch als philosophisch ist, und Plato selbst giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er den Dichterruhm dieses Dialogs am meisten schätze, indem er alle Anwesenden nach der Rede Aga-

thons in lauten Beifall ausbrechen läßt. Als einen Beitrag zur genauern Charakteristik Plato's theile ich den Schluß dieser beklatschten Rede Agathons mit *).

„Auf diese Art also,“ schließt Agathon, „scheint mir Erös zuerst selbst der Schönste und Beste, nächstdem aber auch an Götter und Menschen vieler Geschenke der Art Verleiher zu seyn. Und hier fällt mir ein etwas Dichterisches zu sagen, daß er es nemlich ist, welcher bewirkt unter den Menschen Fried' und spiegelnde Glätte dem Meere, Schweigen der Stürm' und erfreuliches Lager und Schlaf für die Sorgen. Und dieser Gott eben entledigt uns des Fremdartigen, und erfüllt uns mit dem Harmonischen, indem er nur harmonische Vereinigungen unter uns anordnet, bei Festen, bei Chören, bei Opfern sich aufwerfend zum Anführer; Mildheit dabei verleihend, Wildheit aber zerstreuend; Begründer des Wohlwollens, Verhinderer des Uebelwollens: günstig

*) Man hat Schleiermachers Uebersetzung mit einigen Abänderungen beibehalten.

günstig den Guten, verehrlich den Weisen, erfreulich den Göttern; neidenswerth den Unbegabten, erhaltungswerth den Wohlbegabten; des Wohllebens, der Behaglichkeit, der Reichlichkeit, der Reize, des Sehns und Verlangens Vater; sorgsam für die Guten, sorglos für die Schlechten; im Wanken, im Wanken, im Verlangen, in Gedanken der beste Helfer, Berather und Retter; aller Götter und Menschen Zier; als Anführer der schönste und beste, dem jeglicher Mann folgen muß lobsingend aufs herrlichste, in den herrlichen Gesang mit einstimmend welchen anstimmend er aller Götter und Menschen Sinn erweicht.“ — Ich habe wohl nicht zu bemerken, wie viel üppiges Spiel in Agathons Rede enthalten ist.

Plato scheint indessen doch auch gefühlt zu haben, daß er seinen philosophischen Ruhm durch dergleichen Prunkreden aufs Spiel setze, denn er nimmt nun eine ganz andere Manier an, wenn er den Sokrates seine Lobrede des Groß abhalten läßt. Indem nemlich Sokrates diejenigen Unterweisungen vorträgt, die ihm einst die Ses

herin Diotima über die Liebe mitgetheilt hat, giebt er im Geiste des platonischen Idealismus den Zusammenhang des Schönen mit der Erzeugung an. Diese Ansichten möchten unter allen allein philosophisch genannt werden können, sind aber zu sehr im Geiste der griechischen Rationalität, welche alles Natürliche ohne Anstand offenbarte, genommen, als daß wir uns hier mit einer genauern Erörterung derselben befassen könnten. Es sei mir daher vergönnt, bloß zu bemerken, daß trotz der Schwärmereien des Plato keine Schilderung der Liebe im Geschmacke des Petrarca hier vorkommt, und wegen des Uebrigen auf das Original selbst zu verweisen.

Den Schluß der Gespräche des Gastmahls macht Alcibiades, der trunken in die Versammlung hereintritt, aber nichts desto weniger einen sehr besonnenen Vortrag hält. Er lobt nemlich den Groß dadurch, daß er sein Liebesverhältniß zum Sokrates auf eine äußerst wichtige und launige Art darstellt, wobei Sokrates in dem schönsten Lichte eines Weisen, Vaters und Helden erscheint. Meinem Gefühle nach ist dies der schönste

ste Theil des Dialogs, und mehr werth als alles Lob, daß Xenophon in den Denkwürdigkeiten auf diesen seinen Herrn und Meister ausschütet. Alcibiades vergleicht die Reden des Sokrates mit den Melodien des Satyrs Marsias, welche die Menschen ergötzten und durch eine gewisse übermenschliche Kraft bis zur Begeisterung trieben, denn sie nehmen ihren Weg immer gerade zum Herzen, setzen es in Bewegung, Nührung und Unruhe, und befestigen die schönsten Vorsätze und Entschlüsse. Die Seele des Sokrates enthält die größten Schätze der Weisheit, Wahrheit und Tugend, und so sehr er an wohlgebildeten Jünglingen Gefallen findet, so bleibt seine Liebe doch nur die reine und unschuldige Liebe eines Vaters gegen seinen Sohn. Auf dem Schlachtfelde ficht er wie ein Held, im Unglücke übertrifft er selbst Feldherren an Fassung und Geistesgegenwart, und so einfach und schlicht er seine Gedanken vorträgt, so reichhaltig und göttlich sind sie, und der Zweck aller seiner Unterhaltungen ist, die Seele zu erheben und Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen zu verbreiten.

Blicken wir nun auf das ganze Gastmahl noch einmal zurück, so finden wir, daß wir mehr Mythen, Dichtungen und nationale Ansichten als philosophische Aufschlüsse erhalten haben, daher wir auch die vielandschen Erhebungen des Gastmahls in philosophischer Hinsicht dahin gestellt seyn lassen müssen. Damit wir aber nicht selbst partheiisch gegen Plato erscheinen, wollen wir gern bekennen, daß so wie die Philosophie wenig durch dieses Gespräch gewonnen hat, dasselbe doch durch die Schönheit der Sprache, die Zartheit der Wendungen, den Reichthum der Phantasie, die Leichtigkeit des Styls, und den feinen Witz und die Gemüthlichkeit der Darstellung ein ewig merkwürdiges Monument philosophischer Art und Kunst bleiben wird. Denn das ist es eben, wodurch Plato ein Muster für alle Zeiten geworden ist, daß in seiner Hand die Philosophie sich in die gefälligste Form der Darstellung schmiegte, und von Trockenheit, Pedanterie, Steifheit und Einseitigkeit himmelweit entfernt war. Die griechische Urbanität erscheint durch nichts glänzender als dadurch, daß besonders die Philosophen sich als humane Männer

von Welt in ihren Schriften darstellten, und keine Schande darin fanden, mitten in philosophischen Unterhaltungen auch als unbefangene Theilnehmer an dem Scherze und den Fröhlichkeiten der Weltkinder zu erscheinen. So trägt in unserm Gastmahl, dessen Schluß so sehr auf des Sokrates Lob berechnet ist, Plato kein Bedenken, den Sokrates auch als einen Mann darzustellen, der bei Zechereien, wenn es seyn mußte, den Becher macker leeren, und dabei von keinem der stärksten Zechbruder niedergetrunken werden konnte.

Was übrigens bei der Lectüre aller Schriften des Alterthums, und also auch hier in der Seele des Lesers sich vordrängt, ist der Gedanke, daß die Alten in der Schärfe des Raisonnements doch gegen uns zu sehr zurück sind, und manches noch weitläufig ausführen, das für uns gar keiner Erörterung mehr bedarf: sie halten, wie die Juden, noch zu sehr auf gewisse Ansichten und Geseze des Lebens, die uns eine längere Erfahrung als ganz kraftlos gezeigt hat. Es ist wahr, die Logik, die den

Schriften der Alten zum Grunde liegt, ist hell und klar, aber sie thut doch zu kleine Schritte, als daß sie vom Flecke kommen könnte. So bleibt denn immer nur die Humanität, Natürlichkeit und Freundlichkeit der Lebensverhältnisse der einzige Vorzug, der die Alten schätzbar macht.

Ich kann diese Vorlesung nicht ohne die Bemerkung schließen, daß, da auf unsern Lehranstalten bis auf die neueste Zeit das Studium der Alten einen Haupttheil des Unterrichts ausmacht, wir nie vergessen mögen, daß es vorzüglich schöne Darstellung aber nicht Schärfe des Raisonnements, Humanität aber nicht ein Schatz von Realkenntnissen ist, was wir uns durch die Lectüre der Alten aneignen sollen. Wenn auch die ältesten Urkunden menschlicher Literatur immer als heilige Reliquien von der lernenden Jugend aller Zeitalter werden studirt werden, so werden wir dabei doch diejenige bessere Cultur und Gelehrsamkeit nicht versäumen dürfen, die unsere Nation und ihre Stammesverwandten auf den mannigfaltigen Feldern

der Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie errungen haben. Dadurch allein werden wir zu jener Bildung gelangen, welche uns weder hinter dem Zeitgeist und seinen Forderungen zurückbleiben, noch in die Barbarei unserer gotischen Ahnherren zurücksinken läßt, denn die Furcht vor diesem Rückfall ist es doch nur allein, welche dem Studium der Alten bisher das Wort geredet hat, gleichsam als ob die germanische Nationalität nur eingeeimpfter, nicht selbstständiger Bildung fähig wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Herr Zippelin Redacteur der Krautblätter zu Tripstriff wird, und die Ankündigung dieses Journals nebst dessen ersten Nummern den Lesern zum Abschied mittheilt.

Mehr noch auf meine bürgerlichen Verhältnisse als auf meine humanistischen Ansichten hatte der Freund, dessen Vorlesung so eben zu Ende gegangen ist, Einfluß, denn er beredete mich, mein Schulrektorat aufzugeben, und die Redaction eines belletristischen Journals anzunehmen, das in der benachbarten Stadt Tripstriff erscheinen sollte. Ich stellte ihm vor, daß es mir doch Kosten mache, wenn ich meine Mobilien, Biblio:

thet sammt meiner alten Haushälterin von Schnackenburg hieher transportiren sollte, aber er widerlegte mich dadurch, daß auch mein Redactionshonorar beträchtlicher als meine Schulbesoldung sei, und ausserdem mit dem vermehrten Absatze des Blattes jährlich zunehme. Ich machte ferner die Einwendung, daß ich zu wenig Erfindungskunst besitze, um jene kleinen Liebesgeschichten zu erdichten, durch welche meine Herren Kollegen ihre Tagblätter gewöhnlich ausschmücken, und die das Publikum so gierig verschlingt, aber mein Freund sagte, nichts sei leichter als eine solche Erzählung, und um mir Muth zu machen, erbot er sich, binnen 24 Stunden eine über einen gegebenen Stoff zu verfertigen. Ich hielt ihn beim Worte, und gab ihm als Stoff die durch ein Duell bewirkte Liebeserklärung, in der Meinung ihm hiermit etwas Schweres aufzugeben, weil wohl in vielen Romanen und Schauspielen allerlei Wirkungen durch Duelle, aber, so viel mir bekannt wäre, noch keine Liebeserklärung dadurch herbeigeführt worden sei. Anfangs stuzte mein Freund, und bemerkte, die Charaktererfindung sei hierbei

das Schwerste, endlich aber lächelte er, setzte sich an den Pult, und brachte auch innerhalb der bedungenen Zeit die Erzählung zu Stande. Da sie mir gefiel, so machte er mir sogleich ein Geschenk damit für mein Journal, und ich versprach ihm, die ersten Blätter damit auszuschnücken.

Nun besprachen wir uns auch über den Titel, den die neue Zeitschrift führen sollte, und blieben endlich bei dem originellen Titel *Krautblätter* stehen. Als auch alles übrige in Ordnung gebracht war, trat ich meine Redaction freudig an, und machte somit meiner Ferienreise ein Ende. Da der geneigte Leser bisher so vielen Antheil an mir genommen, und mich auf allen meinen Kreuz- und Quersügen so getreu begleitet hat, so halte ich es für meine Schuldigkeit, ihm unentgeltlich die Ankündigung und ersten Nummern meines neuen Journals hier mitzutheilen, in der guten Hoffnung, daß er dann auf den ganzen Jahrgang bei seinem Postamte pränumerire, und nehme mit gerührtem Herzen und Thränen in den Augen den beweglichsten Abschied. Ade.

U n h a n g.

Ankündigung eines neuen Journals, das
unter dem Titel Krautblätter erscheinen
soll.

So reich die deutsche Nation an Tag-, Mor-
gen-, Abend-, Palm- und andern Blättern ist,
so ist hiermit der ganze Enclus von Blättern doch
noch nicht geschlossen, so wie auch niemand auf
die Idee gekommen ist, Blätter für die heimli-
chen Gemächer zu schreiben, wahrscheinlich weil
mehrere unserer gegenwärtigen Zeitschriften schon
diese Bestimmung haben, ungeachtet kein Wört-
chen davon auf dem Titel steht. Ja, was am
nöthigsten wäre, ein Mitternachtsblatt fehlt uns

noch: wir Schwache schreiben nur immer für den Tag und in den Tag hinein die Tagblätter, und bedenken nicht, daß es ernste Gedanken in Menge giebt, die man jeder Menschenseele um Mitternacht ins Ohr flüstern sollte, zur Zeit, wo die Gaukeleien des Lebens hinter dem Schleier der Finsterniß versteckt sind.

Ueberzeugt, daß also noch viele Blätter geschrieben werden müssen, ehe die Totalität dieses literarischen Baumlaubs erreicht wird, hat sich der Unterzeichnete in Verbindung mehrerer schätzbaren Gelehrten entschlossen, ein Journal unter dem Titel *Krautblätter* in zwanglosen Hefen herauszugeben, das nach Art unserer beliebtesten Modeblätter Liebesgeschichten, Curiositäten, Ausfälle, Kleinigkeiten, Gedichte, Anfragen und andere Expectorationen enthalten, auch mit einem Intelligenzblatte versehen seyn soll.

Wir hoffen, daß der ächt vaterländische Name unserm Institut Beifall und starke Abnahme verschaffen soll. Wenn der Adel wackere *Kraut-*

junker in Menge zählt, warum sollten sich unsere deutschen Zeitschriften der Brüderschaft der Krautblätter schämen? Der Name Kraut erinnert überdieß durch die Kräuterkur an den Frühling, durch die Krautweihe aber an das Fest der Himmelfahrt Maria, und so kann die Frühlingspoesie und poetische Religion, wovon unsere neuesten Mystiker so viel zu sagen wissen, ihr schicklichstes Organ an unsern Krautblättern finden. Ja, da in der neuesten Zeit die Poesie sogar in den Schacht der Bergknappen gekrochen ist und viele Stücke des bergmännischen Handwerks sich zu eigen gemacht hat, so wird sie sich recht gern gefallen lassen, ihre krautfaulen *) Produkte unsern Krautblättern anzuvertrauen. Und da die Krautweihe eigentlich zur Absicht hatte, Kräuter zu weihen, welche Gespenster, Donnerwetter und anderes Unglück verjagen sollten, so werden sich auch unsere Naturphilosophen, die die Electricität der Natur wie einen Schmetterling mit ihren Doktorhüten fangen wollen, nicht

*) Krautfaul bedeutet in der Bergmannssprache so viel als sehr verfault, verdorben und morsch.

entblößen, ihre Zauberformeln und Hexensprüche unsern Krautblättern einzuverleiben. Auch Rezensionen werden willkommen seyn, da es in den niedersächsischen Marschländern Krautschauungen giebt.

Der Krautsalat und das Sauerkraut werden uns aber auch erinnern, daß wir die Dekonomie mit ihrem ganzen Gefolge von Säutreibern, Kuhhirten, Besenbindern, Stallmägden, und was ihr ganzer Hofstaat sonst noch für Ergänzter besitzt, von dem Zwecke der Krautblätter nicht ausschließen dürfen, ja wir werden uns bemühen, unsern Lesern einen wahren Krauthonig *) aufzutischen, und sie mit belehrtristischem Kräuterfäß, Kräuterbier, Kräutertabak und Kräuterwein bewirtheten. Denn den feinsten Kräuterduft und die lieblichste Kräutereffenz werden wir allen unsern Artikeln zu ertheilen wissen.

Da

*) Krauthonig ist dem Heidehonig entgegengesetzt, und wird von den Bienen aus Baum- und Gartenblüthen gesammelt.

Da wir den Namen Kräuterweib für das Symbol der zartesten Weiblichkeit halten, so werden wir nicht umhin können, nach Art der neumodischen Poeten den weiblichen Charakteren unserer Liebesgeschichten Lilienzartheit, Veilchenduft und Rosenschimmer beizulegen. Ja wir werden auch die jungen Herren, welche in den Kräutertheegeellschaften unserer Romane Liebesabentheuer anspinnen, sogleich mit Krautfläcken und Krautsägen *) austreten lassen, damit die Weiberherzen ihnen sobald als möglich in's Netz gerathen, kurz sie als wahre Kräuterdiebe **) der Weiblichkeit schildern.

Man sieht aus obigen Andeutungen zur Genüge, daß die Krautblätter sich über das ganze unermessliche Gebiet menschlicher Ideen und Dichtung, über Kunst und Natur in allen ihren Formen erstrecken, und daß die Kaffeeklatschereien,

*) So heißen diejenigen Netze, die beim Fang kleiner Fische gebraucht werden.

**) So nennt man eine Art Bohrkäfer.

von welchen andere Blätter immer so angefüllt sind, den besten Platz hier finden werden, weshalb wir unter dem Versprechen eines guten Honorars um reichliche Einsendung derselben an uns bitten, u. s. w.

Tripsdrill am Vorabend
Des Krautmonats im 1157
Jahre der Erfindung des
gefüllten Krauts.

Die Redaction der Kraut-
blätter.

Josua Zipplein.

Nro. 1.

Krautblätter für gebildete Stände.

Das Duell oder die seltsame Liebeserklärung. Eine
Geschichte.

Befehlen Sie, daß der Wagen vorfahren soll?“ frug der Kammerdiener den Grafen Moosbach. Der Graf gieng in sich gefehrt, mit übereinander geschlagenen Armen, und vorwärts sinkendem Kopfe im Zimmer bedächtlich auf und ab. Bei der Frage, die sein Kammerdiener an ihn richtete, stand er still, legte die Hand an die Stirne, ließ einigemal hm, hm hören, und sagte endlich: Der Kutscher soll warten; ich werde es sagen, wenn ich wegfahren will. — Der Kammerdiener entfernte sich.

Der Graf war vom Kammerherren von Walter zum Thee und Souper gebeten. Die Einladung war ganz nach seinem Wunsche, aber gerade jetzt mußte er nicht recht, welche Rolle er spielen sollte. Daß er Waltern und seine Tochter Julie nicht allein besuchen, sondern eine ganze Gesellschaft da finden sollte, das war gegen seinen Wunsch. Seit einem Monate schon hatte sich seiner eine heftige Liebe zu Julien bemächtigt, er hatte Julien auch schon öfters gesprochen, aber seine Liebe versteckt. Er hätte alles darum gegeben, wenn er Julien einmal allein hätte sprechen können, ob er gleich auch alsdann nicht aus dem Charakter des artigen Gesellschafters in die des unternehmenden Liebhabers übergetreten seyn würde. Heute gerade hatte er sich am lebhaftesten mit der Idee beschäftigt, welchen Zauber eine Unterhaltung unter vier Augen mit Julien für ihn haben und wie er seinen Blick, sein Wort von ihr unbemerkt lassen würde, und eben da hatte er die Einladung zur Gesellschaft erhalten. Er hatte sie in der Eile angenommen, und jetzt verwünschte er sie. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn ihn nichts in sei-

nen zauberischen Träumereien gestört und aus dem Gebiete der Phantasie in eine lebendige Gesellschaft hinüber gerückt hätte. Deswegen gieng er so nachdenklich im Zimmer auf und ab, und deswegen hieß er den Kutscher noch warten. Er war mit sich selbst nicht im Klaren.

Julie hatte für den Grafen eine entschiedene Vorliebe. Er war jung und kraftvoll, sein Blick ernst und fest, und das schätzte sie an einem Manne am meisten. Sie mußte aus vielerlei unwillkürlichen Aeußerungen des Grafen, aus seinem Blicken, die auf ihr ruhten, wenn er von ihr nicht bemerkt zu seyn glaubte, aus der Freude, die auf seinem Gesicht glänzte, wenn er sie irgendwo unvermuthet fand, daß er sie liebe. Aber sie kam ihm nicht mehr entgegen, als er sich ihr näherte, und darum mußte er selbst um sein Glück nicht. Und doch hätte er gewünscht, sie möge den ersten Schritt thun, möge nicht erst seine Anträge erwarten, sondern in seinem Herzen lesen.

Es war eigentlich Juliens Werk, daß der

Graf heute mit zur Gesellschaft eingeladen worden war. Sie befand sich am heitersten, wenn sie ihn in ihrer Nähe mußte. Ohne sich zu verrathen, hatte sie ihren Vater darauf gebracht, daß er heute auch den Grafen bitten möge. Sie hatte geglaubt, bei einer größern Gesellschaft werde der Graf freier sich ihr nähern, und sie hatte schon wer weiß welche Erwartungen vom heutigen Abend. Aber niemand ahndete, was in ihrem Herzen vorgieng. Sie blieb lebhaft, unbefangen und muthwillig wie zuvor, und der Kammerjunker von Hüller, der sie schon lange mit seinen Aufmerksamkeiten verfolgte, glaubte eher an ihre Gunst als an einen Nebenbuhler.

Moosbach gieng noch immer bedächtlich umher, und kam zu keinem Entschluß. Sich noch so spät absagen lassen, schien ihm unhöflich. Aber er sagte sich nur so etwas vor, es war ihm doch äußerst lieb, Julien heute zu sehen, zu sprechen. Er faßte endlich den Muth, recht herzlich an seiner Klingel zu ziehen, und dem herbeieilenden Kammerdiener den Befehl zum Vorfahren des Wagens mit starker Stimme zu geben.

Er sprach sonst eben nicht mit starker Stimme, am wenigsten wenn er etwas befahl, aber jetzt wollte er durch ein imponirendes Aeussere die Verzagtheit des Innern verbergen, um die doch niemand wußte.

Der Graf war einer von jenen Liebhabern, welche vom Himmel und dem guten Glück mehr erwarten, als von sich selbst: er war zu schwärmerisch. Er konnte einem Mädchen, das ihm bloß interessant war ohne sein Herz zu erregen, eine Menge Artigkeiten sagen, ja den Scherz mit ihr bis zu einer Liebeserklärung kommen lassen, kurz die Rolle eines unternehmenden Liebhabers aufs Natürlichste spielen. Fand er hingegen ein Mädchen, in welches er sich aufrichtig verlieben mußte, dann war er schüchtern und verschlossen, und konnte seine verliebte Phantasie mit seinem Benehmen nicht recht in's Gleichgewicht setzen, denn er besaß zur Zeit weder die Politur der Weltleute noch die Gewandheit eines Hofmannes.

Voll der schönsten Hoffnungen fuhr er indes-

sen auf das Haus des Kammerherrn zu, und traf an der Thüre mit einem andern Wagen zusammen, aus welchem zu seinem größten Verdruße das Hoffräulein von Schliß ausstieg. Schon seit längerer Zeit hatte sie ihre Reize dem Grafen bemerklich zu machen gesucht, gegen welchen ihr Herz gar nicht gleichgültig war, und immer hatte sie dieser vermieden. Indessen lebte sie doch immer noch der guten Hofnung, dem Grafen würden endlich für ihre Reize die Augen aufgehen, und so drängte sie sich überall an ihn, wo es ihr möglich ward. Man kann leicht denken, daß sich der Graf tausend Meilen wegwünschte, denn einem Liebenden kann nichts Verdrießlicheres begegnen, als wenn in dem Augenblicke, wo er der Geliebten nahen will, ein anderes weibliches Wesen mit einer widerlichen Liebe dazwischen tritt. Die Schicklichkeit forderte, daß er der Hofdame den Arm bot, und sie hinaufführte. Das war ihm doppelt drückend. Er wäre so gern Julien allein unter die Augen getreten, um ihr zu zeigen, daß kein Weib ihn reizte, als sie, und jetzt hiengen die funkelnden Augen des Hoffräuleins mit aller Gluth auf ihn. Mußte

ihn Julie, dachte er bei sich selbst, nicht als einen erklärten Freund derselben betrachten? Er wurde verlegener, als er je war, und antwortete nur kalt und einsylbig mit erzwungenem freundlichen Blick.

So trat er ins Zimmer. Sein erster Blick suchte Julien. Ach er fand sie in glänzendem Puß in lebhafter Unterhaltung mit dem Kammerjunker Hiller, der in seine Uniform nicht ohne seinen Vortheil gekleidet war. Julie sah nur einen Augenblick auf ihn, ohne ihre Unterhaltung erkalten zu lassen. Er gab seine Dame ab, stellte sich Julien vor, machte ein gewöhnliches Compliment, und verließ sie sogleich wieder. Der Kammerjunker hatte ihn aufgebracht; dieser sah mit jenem Stolge, in dem glückliche Liebhaber auf alle die herabschauen, die sich ihren Geliebten nähern, auf ihn. Nun verwünschte er auch Julien; er glaubte, sie sei in den jungen Gecken wirklich verliebt.

Moosbach trieb sich von einem Zirkel der Gesellschaft zum andern herum, ohne sich irgend-

wo zu fixiren, und wenn ihn Andere in ein Gespräch ziehen wollten, benahm er sich schief oder einsylbig, und so oft es ihm ohne aufzufallen möglich war, beobachtete er Julien. Der Kammerjunker machte es ihm zu bunt, denn er ergriff ihre schöne Hand und küßte sie. Dem Grafen fuhr ein Stich durch's Herz, und um seinen Aerger Andern unbemerktlich zu machen, zog er seine Uhr heraus und zog sie auf, aber mit so viel Gedankenlosigkeit, daß er die Kette absprengte.

Es wurden Spielpartien arrangirt, und Moosbach trotz seiner Weigerung auch mit zu einem Spieltische gezogen, an dem sich auch das Fräulein von Schliß befand, die wieder ihre Minen gegen Moosbach springen ließ. Es that ihm für den Augenblick wohl, daß doch ein anderes weibliches Wesen für ihn Sinn und Empfänglichkeit habe, und so kam er dem Fräulein jetzt zum erstenmal mit vieler Freundlichkeit entgegen, gleichsam um sich so an Julien zu rächen. Aber diese Rache verfehlte ihres Zwecks, denn Julie kam sehr unbefangen zu dieser Spielpar-

tie hin, stellte sich hinter Moosbachs Stuhl, sah ihm in die Karten, und unterhielt sich sowohl mit ihm als mit dem Fräulein und den Andern auf die artigste Weise von der Welt. Schnell vergaß er seinen vorigen Verdruß, und suchte sich Julien interessant zu machen, bog sich öfters zu ihr zurück, sagte ihr Schmeicheleien, die mit unter sein Herz etwas verriethen, und kam in eine solche veränderte Stimmung, daß er aus bloßem Frohgefühl zum öftern die größten Fehler im Spiele begieng. Das Fräulein von Schliß machte scharfe Augen, und schien dem Grafen die Geheimnisse seines Herzens abgelauscht zu haben.

Man gab bald das Spiel auf, und unterhielt sich mit einander. Julie, das Fräulein von Schliß und Moosbach machten einen abgesonderten Cirkel aus. Man witzelte und medisirte, und Moosbach half treulich. Er war unerschöpflich in dichterischen Ansichten der Dinge; aber er vergaß sich auch oft und sagte nicht selten Sachen, die über die Fassung seiner Gesellschafterinnen waren, auch sprach er mit unter zuviel von sich.

Das Hoffräulein war mit ihm in Reinem; sie wußte nun, was der Grund seines Enthusiasmus war. Zwar zeichnete er Julien keineswegs aus, und seine Unterhaltung theilte sich zwischen den beiden Damen; aber sie beobachtete ihn mit den Augen der Eifersucht, die bekanntlich sehr scharf sehen, und Moosbach hatte sich heute zu offen gezeigt.

Man rief endlich zu Tische. Julie, die gern neben dem Grafen gespeist hätte, mußte es ihm noch einmal sagen, daß man gerufen habe, da er's überhört hatte. Der Graf bot ihr eilig den Arm, und führte sie in den Speisesaal. Als er sich eben recht seines Glücks freuen wollte, bemerkte er zu seinem Verdrusse, daß Hiller sich auf der andern Seite neben Julien gesetzt habe. Das machte ihn übellaunig, und er beschloß es dem Kammerjunker fühlen zu lassen. Er suchte es Julien unmöglich zu machen, mit seinem Nebenbuhler sich zu unterhalten, und that Fragen an sie, um sie ja recht ins Gespräch mit sich zu verwickeln. Julie unterhielt sich auch gern mit ihm, und kam ihm überall entgegen, ja sie selbst

Bemühte sich, dem Gespräch Fortgang zu geben, und sich dem Grafen recht interessant zu machen. Sie führte ihn selbst auf sein Lieblingsthema, die Romane der Zeit. Aber dennoch war Moosbach so unartig, daß er dem Kammerjunker durchaus nicht erlauben wollte, mit Julien zu sprechen, und er unterbrach ihn mehreremale, wenn dieser sich eben an Julien gewendet hatte. Dieser, der bald bemerkte, daß er einen Nebenbuhler habe, woran er bisher gar nicht gedacht hatte, sah den Grafen nun auch mit scheelen Augen an, war aber doch noch so bescheiden, daß er gegen ihn weder Haß noch Verachtung blicken ließ, während dieser hingegen mitunter versteckte Ausfälle auf den Kammerjunker machte. Julie war in einer peinlichen Lage. Ob es sie gleich freute, daß Moosbach so geizig auf ihre Liebe war, so fand sie es doch nicht schön, daß er es jetzt so sonderbar merken ließ. Sie suchte daher dem Gespräch ein andere Wendung zu geben, und nahm einen scherzhaften Ton an; sie erzählte, sie lerne jetzt Englisch, aber sie finde die Aussprache so schwer, besonders mache ihr das th so viel Mühe; ihr Sprachmeister stelle sich zwar vor sie,

und zeige ihr die Lage der Lippen und das Anstoßen der Zunge, aber dies thue er auf eine so komische Art, daß sie eher lachen als lernen könne. Der Graf ließ sich nun in ein Lob der englischen Sprache aus, und zeigte, wie sie sich für den Deutschen recht sehr schicke; vorzüglich habe sie manche Ausdrücke, die andere Moded Sprachen entbehrten; für den Ausdruck Hasenfuß, fuhr er fort und lächelte dabei auf Hiller hin, habe nur die englische ein passendes Wort. Julie wurde feuerroth vor Schrecken, denn Hiller hatte diesen Ausfall bemerkt; zum Glücke stand man eben von der Tafel auf, und sie erhielt Gelegenheit, sich der gefährlichen Nachbarschaft zu entziehen. Hiller fühlte sich tief gekränkt, und der Graf zufrieden über den Stoß, den er seinem Gegner beigebracht hatte.

Als die Gesellschaft aus einander gieng, war Moosbach einer der letzten. Er wollte das Vergnügen so lang als möglich genießen, Julien zu sehen. Beim Abschied küßte er ihr die Hand. Seine Phantasie war so von ihr erfüllt, daß er in seinem Wagen vor seinem Hause ankam, ohne

es eher zu bemerken, als bis der Bediente den Schlag öffnete.

Auf seinem Zimmer warf er sich auf's Sopha hin, und überdachte das, was ihm heute begegnet war. Am liebsten verweilte er bei der Erinnerung an Julien, wie sie beim Spiel hinter ihm stand. Da breitete er die Arme aus, als ob er sie jetzt umfassen wollte. Der Stern der Hoffnung gieng ihm auf, er glaubte, Julie liebe ihn: das Leben lag im schönsten Glanze vor ihm, Julie war sein, er stand vor ihr, er sah ihr trunken ins Auge, er zog sie an sich nieder, sie war sein Weib.

Aber mitten in diesen Zaubergemähten der Phantasie machte der Zweifel mit seiner Qual in ihm auf. Er sah die Hand Juliens, die er liebend hielt, sich ihm entziehen, und dem gefürchteten Hüller dargeboten. Er verglich sich jetzt mit Hüllern: Ach, er konnte ihn nicht schöner finden, als sich. Und wenn er dennoch glaubte, Julie finde Hüllern schöner, so sagte er sich dennoch, er ist ein Geck, und kann Julien nicht

so lieben, wie ich sie liebe. Und wiegt eine solche Liebe nicht alle Vorzüge Hillers auf?

Der tröstende Schlaf nahte sich ihm jetzt. Er entkleidete sich, und gieng zu Bette. Mit dem Gedanken an Julien entschlief er.

Im Traum erschien ihm Julie. Er war in einem Wald, und schoß auf einen Eber. Er hatte ihn getroffen. Als er sich dem getödteten Thier nahte, fand er statt eines Ebers Hillern im Blute. Entsetzt zergriff ihn, er floh. Da sah er auf einem freien Waldplaze drei wilde Räuber um die bleiche Julie ringen, und sie auf ein Pferd heben. Er sprang hinzu. Kraftvoll und blitzschnell hieb er mit dem Hirschfänger auf die Schädel der Räuber. Sie wehrten sich, aber zwei sanken von seinen Streichen getroffen tödtlich nieder; der Dritte taumelte besinnungslos umher. Jetzt hob er die ohnmächtige Julie aufs Pferd und schwang sich hinter sie, und ritt fort. Der noch lebende Räuber verfolgte ihn mit blutigem Kopf; angstvoll trieb er sein Pferd an, das nicht mehr fort wollte. Ehe er sich's versah,

versah, stand er am Ufer der brausenden See, und der Räuber kam immer näher. Jetzt gewahrte er einen Kahn. Er sprang vom Pferde, hob Julien herab, und trug sie in den Kahn. Der Wind blies, und führte den Kahn fort ins hohe Meer. Die Wellen erhoben sich, und stießen den Kahn gewaltsam hin und her. Julie fiel in die See. Moosbach sprang mit ausgestreckten Armen nach, aber er erreichte sie nicht. Die Wellen schlugen über ihn zusammen, und spülten ihn besinnungslos an einer einsamen Insel aus. Er kam zu sich und irrte am Strande herum, Julien zu finden, aber er fand sie nicht. Er setzte sich ans Ufer, und schaute weinend in die weite See hinaus. Da hob sich eine freundliche Insel aus dem Wasser, und Julie war darauf, und winkte ihm. Er stürzte sich ins Meer, und die Wellen trugen ihn hin zu Julien. Baumzweige wölbten sich über die Glücklichen zu einer Laube.

Als er am andern Morgen erwachte, erinnerte er sich vor allem des Traums dieser Nacht, dessen Ende ihm besonders sehr angenehm war.

Er fand sich dadurch und durch den ruhigen Schlaf erheitert, und so gedachte er des gestrigen Tages nur im Besten. Er lächelte selbst über seine Eifersucht, denn der Traum hatte ihn ja von Juliens Liebe zu ihm überführt, und noch immer sah er sich mit ihr auf der Insel.

Er stand auf und sah zum Fenster hinaus. Die Sonne und die Flur schienen ihm freundlicher als je. Ja, nehmt mich auf, sagte er, ihr lieblichen Fluren und ihr flüsternden Gebüsch, und so klingelte er jetzt seinem Kammerdiener, um sich zu einem Morgenspaziergang ankleiden zu lassen. Der Kammerdiener überbrachte ihm ein Billet, das so eben abgegeben worden sei. Moosbach kannte die Hand nicht; er besah das Siegel und fand ein H darauf. Jetzt fuhr es wie der Blitz durch seine Seele, von wem es seyn könne, und er erbrach es eiligst. Er las Folgendes:

(Der Beschluß folgt.)

Feilgebotenes Raritätencabinet.

Raritäten haben zu allen Zeiten große.. Eingang bei der deutschen Nation gefunden, ja manche deutsche Zeitschriften erhalten einzig ihr Interesse dadurch, daß Redacteurs und Correspondenten verlegene Antiquitäten, abgestandenen Wiß der Vorwelt, und wurmstichige Excerpte aus alten Anasterbärten ihren Lesern aufstischen. Der Redacteur der Krautblätter freut sich daher außerordentlich, daß ihm Herr Raritätenhändler Höck zu Elsterhausen einen Catalog von Raritäten zum Abdruck überlassen hat, die er nach und nach verkaufen will, weil er sie aus Mangel an Platz in seiner alten Kumpelkammer nicht unterbringen kann. Es sind nemlich ausgeschossene Stücke des Beireis'schen Kunstkabinet's, alle recht gut erhalten, und zum Theil von unermeslichem Werthe, wie folgendes Verzeichniß derselben deutlich zeigen wird.

1. Ein Unterrock mit einem Selbstschuß zur bessern Vermahrung der weiblichen Tugend.

2. Ein Nachtstuhl in Form einer Räucherpfanne mit einem verdeckten Fachwerk, morein ein Münzcabinet schicklich placirt werden kann.

3. Ein Spiegel mit einem versteckten Druckwerk, so daß man nach Belieben den Tod hervorgucken lassen kann, um mit seinen knöchernen Händen der Eitelkeit zu drohen.

4. Der Knierrücken von Jacob Böhme. Zu einem Geburtstagsangebinde für neumodische Mystiker zu gebrauchen.

5. Der Schwanz von Bileams Eselin.

6. Der Zahnstocher des großen Christophels.

7. Einige Briefe aus den Zeiten, wo die Schreibkunst noch nicht erfunden worden war.

8. Kaiser Carl's des Großen Haarbeutel.

9. Ein Waagen und sechs mit Messing plattirte Geschirre für einen Postzug Flöhe.

10. Der Zipfel von der ersten Bratwurst seit Erschaffung der Welt.

11. Eine Maschine, den Pelz zu waschen ohne ihn naß zu machen.

12. Ein Fuder Wein und ein Scheffel Haber aus der Vertheilung bei der letzten Kaiserkrönung in Frankfurt.

13. Eine Kasten Treibholz von Nova Zembla.

14. Eine ganze Suite Kleider zur vollständigen Uebersicht der ehemals bei den Reichsstädten und der Reichsritterschaft Mode gewesenen Amts-Trachten, Gallaröcke, und Uniformen. Ein Anhang zu Pütters deutscher Reichsgeschichte.

15. Eine vollständige Sammlung Kalender seit der Sündfluth.

16. Eine Brille, die man aufsetzt, wenn man jemanden nicht kennen will.

17. Die Hauptlehren der Naturphilosophie in Holzschnitten abgebildet.

18. Ein Sattel, welcher jedem die Fähigkeit mittheilt, so gut zu reiten, wie ein Stallmeister.

19. Einige glühende Kugeln von der Belagerung von Gibraltar. NB. Sie glühen noch immer.

20. Eine Geldtasche für Köchinnen, welche keine Schwänzelpfennige duldet.
21. Eine Frisirmaschine, welche 50 Köpfe auf einmal frisirt. Sie arbeitet immer nach der neuesten Mode, und wird durch ein unterschlächtiges Mühlrad getrieben.
22. Ein Rezept des Paracelsus für Buckelige, um durch bloßes Niesen die böse Materie ihres Buckels fortzuschaffen.
23. Elastische Hosenträger für Soldaten und Duellanten, welche das Herz nicht in die Kniee sinken lassen.
24. Ein Schwimmgürtel um nicht zu erlaufen, wenn man im Vergnügen bis über die Ohren schwimmt.
25. Ein Storchschnabel zur Entwerfung von Schattenrissen menschlicher Schwachheiten.
26. Ein Bierkrug der sich auch als Weinkrug brauchen läßt.
27. Ein Dudelsackpfeifer, der seinen Dudelsack mit auf die Welt gebracht hat.

28. Ein schönes Sortiment von Patentbackenbärten für unbärtige Zierbengel.

29. Ein Anaul Zwirn zum Ausflücken der Wetterschäden.

30. Eine Doppelbüchse, die doppelt so weit schießt als eine einfache, weil sich ihre Kugeln einander im Laufen ablösen.

31. Ein Kinderlöffel für Riesen von der Größe eines Vorleglöffels für Zwerge.

32. Eine Baßgeige an deren Fiedelbogen man das Colophonium ersparen kann, wenn man ihrem Geiger die Gurgel schmiert.

33. Einige Symphonien, Concerte, und Canons für diejenigen, welche Elend blasen und Trübsal geigen.

34. Ein paar Heerpauken, die mit der Haut von Jacob Böhme bezogen sind. Die Schlegel dazu sind ein Paar Aesthetiker.

35. Ein goldenes ABCBuch für Besenbinder, worin die Kunst des Besenbindens aus der Theorie des Absoluten abgeleitet wird.

36. Die zehn Gebote auf zehn Schnapsgläsern

mit den Gegenbeweisen aus dem Weltlauf
in zierlichen Figuren.

37. Ein Telegraph, womit ein einziger Lehrer
nach der pestalozzischen Methode in 50 Städt-
ten zu gleicher Zeit Schule halten kann.

38. Ein Stimmhammer für Ehemänner, ganz-
kende Weiber zur Eintracht zu stimmen.

39. Ein Raritäten-Preßzeug. Sobald man
ein altväterisches Buch in dasselbe ein-
klemmt, speit ein Fragens Gesicht alle Rarität-
ten desselben aus. (NB. Weil der gegen-
wärtige Besitzer dieser Sammlung schon ein
solches Preßwerk besitzt, läßt er das aus
dem Beireisfischen Ankauf herstammende Ex-
emplar sehr gern um einen civilen Preis
ab.)

Theses zu akademischen Disputationen.

Herr Ofen verlangt in einer seiner akademis-
chen Schriften, ehe man über Köpfe in natur-
philosophischer Hinsicht spreche, solle man zuvor

einen Schaaf- oder Ganskopf vor sich hinlegen. Wahrscheinlich meynt er damit, die Schaaf- und Gänse seyen die Collegen der Menschen, wenigstens derer von der naturphilosophischen Bank. Da er ferner selbst so viele naturphilosophische Entdeckungen gemacht hat, daß es fast an Platz fehlt, sie aufzustellen, so wäre es gut, wenn wir unsere Wälder mit dem großen brasilianischen Topfbaum anpflanzten, dessen hartschaligte Früchte zu Töpfen benutzt werden: dann hätte er ganze Wälder von Töpfen, um seine Entdeckungen unterzubringen, auch würde er ausserdem in manche taube Ruß seine akademischen Gelegenheitschriften stecken können.

In honorem Academiae werden auf unsern Universitäten die Geheften am ersten Abend abgenommen und begraben. Weil wir Deutsche also sogar mit Geheften den Wissenschaften Honneur machen, so scheint es fast, als hätten sich die Wissenschaften sehr verdient um uns gemacht: aber leider ist es gerade der umgekehrte Fall, und sie haben uns noch immer so dumm und träge gelassen, wie wir kaum zur Zeit der Er-

findung der Buchdruckerkunst waren. Lieber sollten wir uns also Sporen aus Galgenketten schmieden, dergleichen selbst die trägsten Pferde hurtig machen sollen. Unsere Universitätsgelehrsamkeit und Lebenspraxis kommen wir wie zwei Orgelpfeifen vor, die einen Orgelwolf heulen. Es heißt auch hier: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Eben so zogen die Vasallen des Hauses D'Argenton jährlich mit einem großen Ochsenwagen auf, und brachten auf demselben ihrem Lehnsherrn eine — — — Lerche.

So oft ich dem Erbsen- und Linsenlesen zusehe, so fällt mir bei, daß es wohl für Philosophen keine schönere Vorbereitung für intellectuelle Anschauungen gäbe, als wenn sie ein Malter Erbsen und Linsen läsen. So wie man in eine ganz eigene Stimmung versetzt wird, wenn man einen dahinwogenden Fluß lange betrachtet, so würde die ruhige Beschäftigung des Erbsen- und Linsenlesens den Geist durchaus von zu hohem Wolkenfluge abhalten, wo er Dinge träumt, die weder in Reim noch Prosa für das praktische Leben anwendbar sind. Denn es ist da, wo die

Beilheit (die einzelnen Erbsen und Linsen) so indifferent (eine wie die andere gestaltet) vor die Seele tritt, gar nicht möglich, in eine so differente Stimmung zu gerathen, daß man die Erde sammt ihren Menschen und deren Geschichte ganz aus dem Auge verliert. Luther sagt: „Wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe. Habe dafür lesen müssen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, mit großer Kost, Arbeit, und Schaden, daß ich genug habe daran auszufegen.“ Ich verwerfe zwar die Philosophie nicht so arg, wie Luther, aber ich meine denn doch, daß mancher intellectuell anschauende Philosoph besser gethan hätte, wenn er statt seiner Collegia Erbsen und Linsen gelesen hätte. In Shakespear's Romeo und Julie nennt der Vater Lorenzo die Philosophie der Trübsal süße Milch. Bei manchem Philosophen ist aber die Philosophie eine Milch ohne Fett und Süßigkeit. Dann halte ich es fast mit Romeo, der spricht:

— — hängt die Philosophie!

Kann sie nicht schaffen eine Julia,
Aufheben eines Fürsten Urtheilspruch,

Verpflanzen eine Stadt: so hilft sie nicht,
So taugt sie nicht. — —

Damit will ich aber mehr manchen Philosophen
als der Wissenschaft selbst geschadet wissen, denn
ein von aller Philosophie oder von allem Selbst-
denken verlassener Mensch ist doch ein zu gemei-
nes Vieh.

Bekanntmachungen.

Gesuchte Stellen.

Ein junger Mensch, der seine Studien ab-
solvirt hat, wünscht sich auch in der Kenntniß des
weiblichen Herzens zu absolviren, und sucht da-
her die Stelle eines Hausfreundes. Er ist von
nervösem untersehten Körperbau, 22 Jahre alt,
ein schulgerechter Reiter und Fechter, hat rothe
Backen, und wird sich die größte Mühe geben,
seine ihm noch anlebende burschikose Roheit auf
dem Altar weiblicher Grazie aufzuopfern. Bei
der Redaction der Krautblätter ist das Nähere
zu erfahren.

Steckbrief.

Am 28sten vorigen Monats ist mir meine Frau, Anna Dorothea, heimlich entlaufen, und da ich gar nichts von ihr habe erfahren können, so ersuche ich hiermit alle Civil- und Militärautoritäten (besonders letztere, indem sie sich gar zu gern zum Militär hält), mir dieselbe auf Betreten anhero zu liefern, und verspreche ich getreulich das Reciprocum zu beobachten, und alle entlaufene Frauen von Civil- und Militärstellen, die mir unter die Hände kommen sollten, einzufangen und auszuliefern. Meine Frau ist 21 Jahre alt, hat noch keine Kinder gehabt, ist schön und schlank gewachsen, hat einen schlaunen Blick, schwarze Haare, und ist besonders daran kenntlich, daß sie in ihrem Aeussern und Innern sehr theatralisch ist. Vielleicht ist ihre Flucht nur eine solche theatralische Posse, die sie mir spielen will, und wenn sich dies bestättigen sollte, so kann sie darauf rechnen, daß ich sie mit offenen Armen wieder empfangen werde.

Caspar Hasenkraut,
Amtmann in Knippelheim.

Einladung zum Bogelschießen zu Neupersloch.

Mit höchster Genehmigung ist der Anfang unserß Bogelschießens auf den 14ten des nächsten Monats bestimmt, und haben dabei die gewöhnlichen Vergnügungen, als Tanz, Spiel und Abendpartien statt, zugleich werden die Schauspielerinnen des benachbarten Hoftheaters Gastrollen auf der Vogelstange geben.

Die Schützengesellschaft daselbst.

Buchhändleranzeigen.

Aus der Feder eines unserer elegantesten Juristen erscheint nächstens eine Uebersetzung und Bearbeitung der Schrift

Opicii Iocoserii, I. U. L.,
dissertatio juridica de eo, quod justum est
circa spiritus familiares foeminarum i. e.
pulices.

Einer unserer ausgezeichnetsten Archäologen, Herr Hofrath Taselmann, wird diesem Werke eine geschmackvolle Einleitung voraus schicken, in welcher alle Stellen der Alten über diesen Ge-

genstand gesammelt sind, so daß unsere Literatur sich wird rühmen können, die vollständigste Flöh-Chrestomathie zu besitzen.

Anfragen.

Der Ritter Michaelis sagt: „Ohngeachtet die Juden jetzt so viele Gänse essen, so findet man doch der Gans nicht in der Bibel gedacht.“ Eine andere Bemerkung, welche die Christen angeht, ist die, daß die Schuster vorzüglich viel auf gebratene Gänse halten. Einsender wünscht daher Behufs einer pragmatischen Geschichte der Gänse, die er unter der Arbeit hat, genau zu erfahren, seit welcher Periode die Juden anfiengen, Gänse zu essen, indem er die Vermuthung hegt, daß dadurch diese Nation vorzüglich aufhörte, in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen, indem die Schuster ebenfalls wohl Schwärmer und Philosophen, aber keine Helden und Staatsmänner aufzuweisen haben. Pferde bekommen bekanntlich das Bauchgrimmen, wenn sie Gansfedern fressen, also ist es sehr wahrscheinlich, daß die Gänse selbst in dem nach schwächern

menschtlichen Magen Revolutionen anfangen, und wegen des Zusammenhangs des Magens mit dem Gehirn ganzen Nationen die Köpfe verdrehen können.

Nro. 2.

Krautblätter für gebildete Stände.

Neujahrsgratulation, gehalten von einem Harlekin
an das Publikum zu D***.

Ihr Herren und Damen, leiht mir ein geneig-
tes Ohr,
Denn jetzt trage ich zum neuen Jahr meine
Wünsche vor.

Den Weibern wünsch' ich wohlfeilen Zucker
und Kaffee,
Den Hypochondristen einen guten Pfeffermünz-
thee,
Den Narren gesunden Menschenverstand,

u

Den Politikern Zeitungen aus dem Schlaraffen-
land,

Dem Postwagen recht viele Passagier',

Den Biertrinkern ein gutes altes Bier,

Den Hausmüttern sechs Besen für einen Dreier,

Ihren mannbaren Töchtern recht viele Freyer,

Den Beckern und Metzgern keine Polizei,

Den Gutschmeckern Zellernuß' wie ein Straus-
fener,

Den Gärtnern Gurken wie ein Simmrasack,

Den Theaterkritikern Brillen vom feinsten Ge-
schmack,

Den Barbierern auch an den Weibern Bärte zu
rasiren,

Und sonst viel zu schröpfen und zu klystiren,

Den Aerzten Seuchen und Fieber zu jeder Frist,

Den Advokaten Schlägereien in Menge und vie-
len Hader und Zwist,

Allen verliebten Jungfern einen Bräutigam,

Jedem braven Manne ein Weib schön und tu-
gendsam,

Jedem Ehepaar ein Schock Kinder in's Haus,

Den Caressanten Seufzeralleen vorm Thore
drauß,

Allen Schützen gute Büchsen und richtigen Blick,
Den Lotteriespielern alles mögliche Glück,
Den Herren extra gute Kreisel für das Himmels-
reich *),

Die auf das Centrum treffen allsogleich,
Den Landwirthen einen Brühn so süß wie Zucker,
Einen Thaler in die Tasche jedem armen Schlucker.
Euch allen aber wünsch' ich Zeiten wohlfeil
und gut,

So daß Euch vor Freuden das Herz hüpfen thut,
Zum Beispiel: Ein Paar bockslederne Hosen
für drei Bazen,

Aus der Garküche für sechs Pfennige Braten zum
Zerplazen,

Für einen halben Gulden das Schock gefüllte
Kraut,

Und allen unsern Handelsleuten keine Maut.

Und wenn ja ein böses Wetter sich sollt' stellen
ein,

So möge fallen ein Regen von spanischem Wein,

*) So heißt in einigen Gegenden Deutschlands das
Kreisspiel.

Ein Schnee von Marzipan, ein Hagelwetter von
Pfefferkuchen,
Damit Ihr's allsogleich könntet versuchen.

Nun, meine Herren und Damen, empfehle
ich mich zu Ihrer Gunst,
Und nehmen Sie vorlieb mit meiner kleinen Gra-
tulationskunst.

Dringender Aufruf an die gebildeten Natio- nen Europens.

Unsere vorzüglichsten Philosophen sind darin
eins, daß die menschliche Vernunft ein Ideal
ist, dem wir uns nur allmählig nähern, und
führen den Beweis hiervon dadurch, daß sie
sagen, es habe noch keine Epoche gegeben, wo
die Menschheit die höchste Vernunft gezeigt hätte.
Obgleich hierin ein versteckter Vorwurf liegt, der
nemlich, daß selbst die größten Männer und Völ-
ker zur Zeit ihres größten Ruhms Schildbür-
gerstreiche gemacht hätten, so ist doch jenes
Resultat noch wichtiger, daß wir nun kein rech-

tes Merkmal mehr haben, wodurch wir uns von den Thieren zu unterscheiden vermögen. Denn wenn wir mit aller unserer Vernunft nur sehr unvernünftig handeln, so sind wir kaum so viel werth als die Thiere, die in ihren eigenen Angelegenheiten durchgängig sehr zweckmäßig zu Werke gehen, und wir können uns so wenig die Vernunft als jenen die Unvernunft als unterscheidenden Charakter beilegen.

Die Sache wird nun aber deswegen sehr bedenklich, weil wir bisher in dem Wahne, die Thiere seyen unvernünftig, sie erwürgt, oder sonst als Sklaven gebraucht, und so unsere ganze Haus- und Staatswirthschaft auf diesen Irrglauben gebaut haben. Die neuesten Entdeckungen in der Philosophie und Naturkunde zeigen aber augenscheinlich, daß die Thiere nicht bloß ein Analogon rationis sondern die gediegenste Vernunft selbst besitzen. In Zukunft kann also weder eine Gans noch ein Ochse geschlachtet werden, auch dürfen wir weder das Roß zum Reiten noch den Esel zum Lasttragen gebrauchen, denn sie sind so gut wie die übrige Thierwelt Herren für sich, und vernünftige Wesen.

Es ergeht sonach mein Aufruf an die gebildeten Nationen Europens, den Thieren ihre Freiheit zurückzugeben und sie als eben so gute Werkzeuge des kategorischen Imperativs zu betrachten, als sich selbst. Surrogate für Ochsen, Kälber, und Esel u. s. w. wird es hoffentlich unter uns selbst genug geben, und so wird der Triumph der Thierheit keine Schwierigkeit mehr haben. Damit aber ja niemand einen Zweifel an der Vernünftigkeit der Thiere habe, will ich merkwürdige Thatsachen nebst dazu gehörigem Raisonnement vorbringen.

Mehrere Partikuliers, darunter sich auch der verstorbene Graf Hartig, österreichischer Gesandter in Dresden befand, machten allerlei Beobachtungen mit den Thieren um zu sehen, ob sie auch der Poesie oder Aesthetik fähig wären, und fanden dann bald, daß die Thiere eben so gut wie die Menschen Schönheitsideale mit sich herumtragen, und daß sie in dieser Hinsicht eben so gut sich verfeinern und bilden lassen, als die Berliner durch reisende Aesthetiker. Sie theilten ihre Beobachtungen dem Herrn Benzel mit,

und dieser trug sie in der bekannten Schrift über die Liebe der Thiere der Welt vor. Die Hauptthatsachen sind nun folgende:

1. Ein Schaaf, daß sich mit häßlichen Wid-
dern eben so gut abgab als mit schönen,
wurde abgesondert, täglich gewaschen und
oft gebadet, und bekam nur schöne Lämmer
zur Gesellschaft. Dadurch wurde sein Ge-
schmack so veredelt, daß es ein Jahr nach-
her, als es wieder in gänzliche Freiheit ge-
setzt wurde, nur die schönsten, feinwollig-
sten Widder zuließ.

2. Eine schöne Kuh hatte die schlimme Gewohn-
heit, sich nur zu den häßlichsten Kühen zu
gesellen, und nur den abscheulichsten Stier
zugulassen. Um diesem Uebelstande abzu-
helfen, sonderte man sie ab, stellte sie in
einen Stall, wo sich nur schöne Kühe be-
fanden, und gab ihr den stattlichsten Mey-
erhofsstier zum Chevalier d'amour. Die-
ses Mittel half nichts: die Kuh blieb bei ih-
rem schlechten Geschmack. Nun versiel man
auf den Gedanken, sie durch Hülfe der Spie-

gel eines Bessern zu belehren. Man hing vier große Spiegel in dem Stalle auf, so daß sich die Kuh überall besehen mußte, sie mochte sich hinwenden, wohin sie wollte. Dies Mittel half, die Kuh verliebte sich wie Narcissus in ihr eigenes schönes Bild, besah es beständig, und als sie nach Verlauf eines Vierteljahrs aus dieser ästhetischen Bildungsschule entlassen ward, verschmähte sie ihre alten häßlichen Bekannten, hielt sich nur an wohlgestaltete Kühe, und gewährte nur dem schönsten Stier ihre Liebe.

3. Ein junges Hengstchen von gemeinem unförmlichen Schlage wurde in einen lichten geräumigen Stall gebracht, dessen Wände man mit Gemälden der außerlesensten Stuten behieng. Wenn man es ins Freie führte, traf man die Vorsicht, daß es nur elegante Pferde sah. Man ließ es auch bisweilen häßliche Pferde sehen, und erregte in ihm Abscheu gegen sie, indem man sie unfreundlich behandelte, zurückstieß, die Aufmerksamkeit des Hengstchens auf das

Häßliche an ihnen richtete, schönen Pferden dagegen vor seinen Augen schön that. So verlebte das Hengstchen einige Jahre. Als es sein gehöriges Alter erreichte, liebte es keine andern als schöne Stuten, ungeachtet es selbst nicht zu den schönen Pferden gehörte.

Diese und andere Thatsachen der Art mehr, die man in jenem Buche nachlesen kann, bezeugen unwiderleglich, daß die Thiere zur Poesie d. h. für Schönheitsideale gebildet werden können, kurz, daß Poesie in ihnen liegt, indem in einem lebenden Wesen nichts angeregt werden kann, davon der Keim und Urstoff nicht schon in ihm vorhanden ist. Nach den Behauptungen unserer neuesten Philosophen aber ist Poesie nur das Vordergebäude jenes Hauses, in dessen Hinterhaus die Religion und in dessen Dachstube die Philosophie wohnt, oder mit andern Worten, nur wer der Poesie fähig ist, kann auch Religion haben und ein Philosoph werden. Da nun die Thiere offenbar der Poesie fähig sind, so können sie auch Religiöse und Philosophen werden, kurz sie sind in vollem Sinne des Wortes vernünftig.

tig, weil nach den Behauptungen der Philosophen die Vernunft aus Poesie, Religion und Philosophie zusammengesetzt ist.

Allgemein ist die Klage über den schlechten Zustand des Buchhandels. Das leichteste Mittel ihn zu heben ist nun kein anderes, als daß wir fleißig Bibeln für Gänse, Jugendzeitungen für Igel, Aesthetiken für Kühe, Wissenschaftslehren für Schöpfe, Sittenlehren für Geisböcke, Magazine neuer Erfindungen für Spinnen, Modejournale für Schweine, Systeme der Politik für Füchse, staatswirthschaftliche Aufsätze für Ameisen, Uebersetzungen des Macchiavell für Wölfe, Polizeiblätter für Mistkäfer, Grammatiken für Spazier, und Weiber wie sie seyn sollten für Stuten drucken lassen.

Aber nicht allein der Buchhandel sondern auch andere Zweige menschlicher Thätigkeit werden sich heben, wenn auf die Bildung der Thiere mehr gesehen wird, als bisher. Mancher quiescirende Schulkandidat kann nun glücklich an den Real-, Volks-, Lateinischen und andern Schu-

len und Instituten der Thiere angestellt werden. Der Staat kann seine Armeen verdoppeln, wenn er alle waffentragende Thiere in den militärischen Manoeuvres unterrichten läßt. Kurz unermesslich sind die Vortheile, die sich aus der Bildsamkeit der Thiere für Poesie, Religion und Philosophie ergeben.

Ich wünsche daher nichts sehnlicher, als daß bald Anstalten gemacht werden mögen, die Thiere als freye Wesen zu behandeln, und sie zu nützlichen Staatsbürgern heranzuziehen. Sollte dieser oder jener Patriot sich noch zu einigen nähern Erörterungen dieses Gegenstandes geneigt fühlen, so werde ich ihm gern auf frankirte Briefe meine Ansichten und Vorschläge umständlicher mittheilen.

Hans Jacob
Edler von Zwickelforn
auf Zwickelhausen.

Nachschrift. So eben erhalte ich durch die Güte eines Freundes Bingley's animal biography, worin ausser mehreren merkwürdigen

Thatsachen zur Beurfundung der thierischen Intelligenz auch der religiöse Sinn der Affen erwiesen wird. Die sogenannten Predigeraffen vereinigen sich nemlich in kirchliche Gesellschaften, und halten jeden Morgen und Abend ihre gemeinschaftliche Andacht, indem einer auf einen Baum steigt während sich die andern auf dem Boden hinsetzen, seine Versammlung hierauf anschreit, wobei diese ganz still sitzt, und endlich ein Zeichen giebt, daß sie singen sollen. Nachdem sie dieses gethan haben, läßt er sie wieder schweigen, und bringt dann seine Rede zu Ende. — Vielleicht veranlaßt mein Aufruf, daß noch mehrere ähnliche Beobachtungen an's Licht der Welt kommen, und der Triumph der Thierheit immer mehr gefördert wird.

Das Duell oder die seltsame Liebeserklärung.
Eine Geschichte.

(Beschluß.)

„Ich finde mich, mein Herr, seit gestern Abends genöthigt, Sie zu einer Zusammenkunft mit mir

auf morgen an den Grenzort S*** drei Stunden von hier, zu bescheiden. Ein Freund und ein Paar Pistolen ist alles, womit Sie sich zu versehen haben. Ich werde früh um 8 Uhr schon daselbst zu finden seyn. Die größte Verschwiegenheit ist alles, was ich ausserdem noch fordere. Ich erwarte keine Antwort, im Falle Sie morgen kommen werden. Sollten Sie aber noch einen Tag Aufschub verlangen, so werden Sie mich davon benachrichtigen. Ich selbst werde ausser einem Freunde nur noch einen Bedienten bei mir haben.

Carl v. Hiller.

Moosbach las das Billet mehr als einmal durch, lächelte dann, und legte es hin. Er hielt die Beleidigung, die er Hillern zugefügt hatte, nicht für so wichtig, daß sie nur mit Pistolen gut gemacht werden könne, indessen war er gar nicht abgeneigt, die Herausforderung anzunehmen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er sich auf der Stelle hätte schießen können, denn er befand sich in einer Art Enthusiasmus. Da er indessen die Unmöglichkeit hiervon

einsah, indem er für den Augenblick weder einen Secundanten hatte, noch mit den Einrichtungen fertig war, die man in dergleichen Fällen zu treffen pflegt, so ließ er sich ankleiden, steckte Hillers Billet zu sich, und machte einen Spaziergang.

Es herrscht ein ganz eigenes Gefühl im Busen desjenigen, der sich zu einem ernsthaften Zweikampf engagirt hat, und dabei den gehörigen Muth besitzt. Man schwankt hier im eigentlichen Verstande zwischen Seyn und Nichtseyn, Leben und Tod, Hoffnung und Aufopferung, und fühlt es mit aller Gewalt im Innern, daß der Mensch eben so gern an dem buntfarbigen Leben hängt, als er durch ein gewisses geistiges Uebergewicht bestimmt, diese ganze bunte Herrlichkeit ohne großes Widerstreben aufgeben kann. In dergleichen Augenblicken tritt die innere geistige Kraft des Menschen in ihrer ganzen Stärke hervor, er fühlt sich als Herr der körperlichen Natur, und wenn er dabei nicht roh und gefühllos ist, so verfällt er in jene Stimmung, wo er nicht nur der ganzen Welt troßen, sondern auch die ganze Welt beglücken möchte.

Eine solche Stimmung war es, in welcher Moosbach seinen Spaziergang antrat, und man wird leicht glauben, daß er bei den Erinnerungen an gestern ein eigentliches Fest in seinem Innern feierte. Absichtlich vermied er daher auch diejenigen Orte, wo er andere Spaziergänger antreffen konnte, und suchte die einsamsten Gänge und Plätze auf. Indessen fand er sich doch in so fern in seiner Einsamkeit gestört, als er unerwartet auf seinen Freund, den Hauptmann Otto stieß, der ebenfalls auf einen Morgenenuß der Natur ausgegangen war. Beide waren schon seit geraumer Zeit die vertrautesten Freunde, und Moosbach beeilte sich auch, den Hauptmann Hillers Billet lesen zu lassen. Der Hauptmann überlief das Billet schnell, gab es lächelnd zurück, und sah dabei seinem Freund scharf in die Augen, mehr um ihn so zu näherer Auskunft aufzufordern als seinen Muth an den Blicken abzumessen. Moosbach berichtete auch getreulich den Zusammenhang der Geschichte, und obwohl Otto über des Freundes Eifersucht lachen mußte, so tadelte er ihn doch nicht, denn er kannte das menschliche Herz aus eigener Erfah-

rung. Er fragte den Grafen, ob er sich denn morgen schon stellen, oder lieber die Sache noch einige Tage verschieben wolle, indem ja der Herausgeforderte Zeit und Ort zu bestimmen habe, worauf Moosbach antwortete, er wünsche die Geschichte so schnell als möglich abgethan, und werde sich morgen stellen. Otto erbot sich sogleich zum Secundanten, was Moosbach als etwas, das sich von selbst verstünde, annahm.

Die Freunde trennten sich hierauf, indem Otto von Geschäften in die Stadt zurückgerufen wurde, nur wurde er von Moosbach gebeten, sogleich nach Tische zu kommen, um sich mit ihm über die morgende Reise zu besprechen, was er auch zusagte. Moosbach blieb noch einige Zeit im Freyen, mehr um wegen der Einrichtung nachzudenken, die er auf den Fall zu treffen habe, daß er bliebe oder entfliehen müsse, als in lieblichen Gefühlen zu schwärmen. Eltern hatte er nicht mehr, auch keinen Anverwandten, dessen Existenz oder Glück fest an sein Schicksal gebunden gewesen wäre, und so hieng er also in allem ganz von sich selbst ab. Daher entschloß
er

er sich auch, keine Umstände zu machen, sondern seinem Freund Otto einige Zeilen versiegelt einzuhandigen, worin er ihn auf den Fall, daß er im Duell fiele zum Erben seines Vermögens mit der Bedingung einsetzte, seine Dienerschaft zu behalten und bis an den Tod zu verpflegen; für den entgegengesetzten Fall, daß er selbst seinen Gegner erlegte, wollte er sich bloß einige Wechsel von einem Banquier geben lassen, indem er auch außer Landes Güter besaß, und sich nur für den ersten Augenblick sicher zu stellen hatte.

Mehr als alles dieses interessirte ihn aber sein Verhältniß zu Julien. Es war ihm äußerst unangenehm zu sterben, ohne ihr sein Herz aufgeschlossen zu haben, und dennoch hatte er den Muth nicht, einen entscheidenden Schritt zu thun, so wie freilich eine Liebeserklärung oder Anwerbung an dem Vorabend des Tages, wo man sich mit einem Nebenbuhler schlagen will, der so wenig Begünstigung für sich aufzuweisen hat, als man selbst aufweisen kann, nicht wenig komisch heraus kommt. Nach langem Ueberlegen bestimmte sich endlich Moosbach dahin, einen Brief

zu schreiben, worin er Julien mit seiner Liebe bekannt mache, der ihr aber nur dann übergeben werden solle, wenn er auf dem Kampfsplatz bliebe, denn wenn das Duell glücklich für ihn ausfiele, sei es noch immer Zeit genug, persönlich seine Angelegenheit zu betreiben.

Mit diesen Entschlüssen eilte er nach Hause, verschloß sich auf sein Zimmer und schrieb folgenden Brief:

„O Julie, Julie, indem ich dieses schreibe, hebt sich mein Herz noch in dem Drang der Liebe, und wenn Sie dieses lesen, hat dieses Herz aufgehört zu schlagen, aber der fessellose Geist ist noch an Sie gebannt, und der letzte Gedanke, mit dem er die Erde verließ, ist auch der erste, mit dem er die andere Welt betritt, ist Julie. O, wüßte ich doch, daß Sie mich auch geliebt, wenigstens nicht gehaßt hätten! aber so gehe ich in Ungewißheit dahin, und die letzten Augenblicke meines Lebens lassen mich über mein theuerstes Interesse in Ungewißheit. Zürnen Sie wenigstens dem Unglücklichen nicht, der sich

ohne Sie kein irdisches Glück denken konnte. Wenn Sie mir auch keine Thräne weihen, so gedenken Sie doch des Schicksals, das mit seinem vernichtenden Fußtritt oft das Blümchen zerknickt, das sich seiner Bestimmung gemäß an den Strahlen der Sonne geöfnet hatte. Wenn wir an den Pforten stehen, hinter welchen sich die Ewigkeit öfnet, weichen alle kleinlichen Rücksichten, und frei, wie er selbst ist, bekennet der Geist seine Wünsche und Hoffnungen. Hier öfne ich Ihnen das unentweihete Heiligthum meines Innersten, und was ich Ihnen im Leben nicht mehr sagen konnte, sollen Sie doch noch von dem Todten hören, und wenn das Leben nur unter der Hoffnung, von Ihnen geliebt zu werden, Reiz für mich hatte, so ist mir der Tod um deswillen willkommen, weil er mich berechtigt, des Lebens schönste Wünsche zu offenbaren. So leben Sie denn wohl, leben Sie tausendmal wohl, seyn Sie glücklich, und wenn Sie schon lieben, so lassen Sie mir den Trost, daß Sie einen glücklichen aber keinen bessern lieben als

den

unglücklichen Moosbach.“

Moosbach siegelte den Brief, und steckte ihn wie ein Heiligthum zu sich. Der Gedanke hatte unendlichen Reiz für ihn, daß Julie diesen Brief lesen, ihn mit Thränen benezen werde. Hierauf schrieb er schnell das kurze Testament nieder, daß er seinem Freund Otto übergeben wollte, und verbrannte diejenigen Briefe und Papiere, die nach seinem Tode nicht in fremde Hände kommen sollten. Mit allen diesen Geschäften ward er eher fertig, als er glaubte.

So kam der Nachmittag heran, und mit ihm Freund Otto. Dieser zog ein Paar Pistolen aus der Tasche, mit der Versicherung, sie träfen aufs Haar, und Moosbach solle sie beim Duell brauchen, denn in der ungewissen Hand des heftigen Hitters habe er selbst nichts von ihnen zu befürchten, während er dem Herrn Kammerjunker damit eins versehen könne. Da muß ich mich aber erst darauf einschießen, sagte Moosbach, und so wird es am besten seyn, wenn wir uns diesen Nachmittag an einen einsamen Ort aufs Land begeben, um ohne Aufsehen einige Schüsse probiren zu können. Otto schlug hierzu einen Spa-

zierritt nach der Hassenbecker Mühle vor, und Moosbach war damit zufrieden. Während die Pferde herbeigebracht wurden, gab Moosbach Befehl zum Einpacken der nothwendigsten Kleider und Wäsche für eine Reise zu Pferd, und dann ritt er mit dem Freund fort.

Die Mühle lag in einem anmuthigen Waldthal, und ihre Umgebungen hatten einen eigenen Charakter, man sah sich in einer Art Bildniß, die man doch nicht fliehen konnte, und die Stille wurde ausser den Mühlbewohnern nur durch Köhler belebt, die auf den Anhöhen um die Mühle herum an rauchenden Meilern arbeiteten. Wer romantische Einsamkeit liebte, begab sich gern hieher, denn für lustige Gesellschaften war auch die einfache Bewirthung, die man in der Mühle fand, nicht einladend genug. Als Moosbach und Otto hier anlangten, fanden sie zu ihrem Verdrusse einen Wagen aus der Stadt im Hofe stehen; schon waren sie entschlossen wieder umzukehren, als sie ihn für den des Kammerherrn erkannten, dessen Kutscher auch bald herbeikam, und ihnen die Pferde abnehmen wollte. Da die

Freunde von ihm erfuhren, daß auch Fräulein Julie mit herausgefahren sei, und Moosbach hierauf keine Mine zum Ausreißen machte, so stieg man ab, und übergab die Pferde dem Rutscher zur Besorgung. Seine Herrschaft sei hinauf zu den Köhlern gegangen, berichtete dieser weiter, und habe sich dorthin den Caffee bringen lassen.

Moosbach und Otto bestellten sich ebenfalls Caffee, und ließen sich zu dem Kammerherrn hinauf führen: sie wurden zuvor mit einander eins, einige Stunden hier zu verweilen, und dann unter dem Vorwande dringender Geschäfte wegzureiten, und die Pistolen an einem andern Orte zu probiren. Der Kammerherr freute sich ungekünstelt über die Ankunft der beiden jungen Männer, und sagte, es sei eigentlich Juliens Anstiften, daß er sich heute hieher begeben habe, indem sie gewünscht hätte, den heutigen Nachmittag in einer romantischen Einsamkeit zuzubringen. Julie wurde hierbei roth, Moosbach verlegen, und Otto, der dies bemerkte, mußte lächeln. Der Kammerherr glaubte, dieß Lächeln

gelte ihm, und bemerkte, einem lieben Kinde zu Gefallen ließe man sich freilich manchmal zu einer Partie in die Einsamkeit verleiten.

Man kam hierauf auf das schöne Wetter, die Anmuth der Gegend, auf das Gewerbe der Köhler und ihr lustiges Waldleben zu sprechen. Bald kamen auch die Kinder der Köhler herbei, und stellten sich neugierig um die Fremden herum. Wenn der Liebende dem Gegenstand seiner Liebe selbst nichts schenken kann oder darf, so schenkt er doch gern in seiner Nähe, und so zog Moosbach seine Börse, um den Kindern etwas zu geben. Die größern nahmen es an, aber die kleinern wollten sich durchaus nicht nähern, und als er es ihnen selbst bringen wollte, liefen sie davon. Julie scherzte hierüber, daß nemlich die Unschuld den Männern nicht traue, und bat ihren Vater, ihr Geld zu geben, damit sie dem Grafen beweisen könne, daß die Kinder sich vor ihr nicht fürchten würden. Moosbach erbat sich die Erlaubniß, das von den Kindern verschmähte Geld Julien zur Vertheilung einhändigen zu dürfen, und als Julie damit zufrieden war und sich

das Geld hatte geben lassen, gieng sie auf die Kinder zu. Diese standen still, und hielten ihre Händchen hin. Julie sah lächelnd auf den Grafen zurück, und vertheilte seine Geschenke: das ist von dem Herrn da, verliert's nicht! sagte sie. Die Kinder liefen fort, und zeigten ihren Eltern die erhaltenen Geschenke, die Köhler zogen ehrerbietig ihre Hüte und Kappen zum Danke ab, und Moosbach hatte seine heimliche Freude.

Der Hauptmann hatte unterdessen den Kammerherrn in ein Gespräch verwickelt, um seinem Freunde freies Feld zu machen, und so war Moosbach in ungestörter Unterhaltung mit Julien. Dieser wußte nicht recht, wie er sich heute mit Julien benehmen sollte, denn er dachte sich mit jedem Worte zu verrathen, und so fieng er an mit ihr zu scherzen, und ob sie gleich anfangs nicht recht in den scherzenden Ton einstimmen wollte, sondern den traulichen einzuleiten suchte, so wurde sie endlich doch auch munter, als Moosbach sich auf nichts Anderes einlassen wollte. Ein Hauptkapitel dieser Art Unterhaltungen war, sich alle die Scenen auszumahlen,

wenn Julie die Tochter des dasigen Müllers wäre, wie sie da in ländlicher Tracht aussehen, was sie für Beschäftigungen, für Feste und Tänze dann haben, was für Liebhaber und Courmacher aus der Stadt sowohl als vom Lande bekommen würde. Julie fand Gefallen an dieser Ausführung, und der Graf hatte Gelegenheit, sie recht genau darüber auszufragen, auf welche Art ihr Liebesbewerbungen am besten gefielen. Julie fiel zwar nicht aus der Rolle eines Landmädchens, aber doch glaubte der Graf manches Schmeichelhafte für sich in ihren Aeußerungen zu finden.

Unbemerkt für beide hatte indessen Otto den Kammerherrn weggeführt. Wo ist mein Vater? rief auf einmal Julie, als sie sich mit Moosbach allein sah. Die Kinder der Köhler sagten, die beiden Herren seien waldeinwärts gegangen, und zeigten den Weg, den sie genommen hatten. Kommen Sie, sagte sie zum Grafen, wir wollen meinen Vater auffuchen, und so bot ihr dieser den Arm, und beide giengen auf dem bezeichneten Wege in den Wald hinein.

Julie eilte indessen nicht sehr, ihrem Vater nachzukommen. Bald bückte sie sich, und pflückte Waldblumen, bald stand sie still, und hatte dieß und jenes über den Gesang der Waldvögel, oder die Gruppirungen der Bäume, oder über einen Waldbach, einen mahlerischen Felsen und dergleichen zu bemerken, daß es wirklich schien, sie wolle mit dem Grafen gern allein seyn. Dieser blieb indessen immer in den Schranken eines artigen Gesellschafters, denn auch heute war seine Leidenschaft mit seinem Verstande in keinem Bündniß, und bloß dann, wenn Julie absichtlich an jähen Abhängen weglief und er sie bei der Hand hielt, oder ihr über einen Graben oder Felsen half, drückte er ihr mit der Wärme eines Liebenden die Hand. Julie erwartete eine Liebeserklärung, und hatte sich schon vorgenommen, dem Grafen freundlich darauf zu antworten, aber dieser ließ die günstigen Augenblicke verstreichen, und ehe sie sichs versahen, stießen sie auf den Vater und den Hauptmann, und dann gieng die Reise gemeinschaftlich auf einem andern Wege wieder vorwärts zur Mühle. Julie war fast ärgerlich über den Grafen, und dieser ernsthaft,

denn er glaubte, Julien's Vater könne es ihm sonst am Gesichte absehen, daß er seiner Tochter die Hand gedrückt habe.

Es waren indessen doch einige Stunden schon verstrichen, und die beiden Freunde beurlaubten sich nun unter dem Vorwand dringender Geschäfte, ob sie gleich der alte Kammerherr gern noch länger bei sich gesehen hätte: Julie sagte gar nichts, als einige gewöhnliche Complimente. Wenn sie das gestrige Benehmen des Grafen mit seinem heutigen verglich, so konnte sie nicht recht klug aus ihm werden.

Die beiden Freunde probirten hierauf an einem andern Orte unbemerkt ihre Pistolen, und Moosbach fand sich so gut in diese Gewehre, daß er auf zwanzig Schritte seinen aufgehängten Hut traf, denn in Ermangelung einer andern Scheibe mußte dieser das Ziel vorstellen. Da hat es morgen keine Noth, sagte Otto, und dann ritten beide wieder nach der Stadt zu, und schieden hierauf mit der Verabredung von einander, den morgenden Tag früh um vier Uhr auf das Pistolenabentheuer auszureiten.

Die Reise gieng auch in aller Frühe vor sich, aber als Moosbach in seine Tasche griff, war der Brief an Julien nicht zu finden. Das versetzte ihn in keine geringe Verlegenheit, denn wie leicht konnte der Brief in unrechte Hände kommen, und den Grafen zum Gelächter der ganzen Stadt machen? ferner fand er sich auch um das schwärmerische Glück betrogen, daß er von Julien beklagt und beweint würde, wenn er sterben sollte. Das einzige, was er jetzt thun konnte, war, daß er hinaus nach der Mühle und in die Gegend, wo er gewesen war, schickte, und nach dem Brief fragen und suchen ließ.

Das Duell gieng hierauf glücklich vor sich, denn keiner der Kämpfer traf den andern: Hiller fehlte, und Moosbach war großmüthig genug in die Luft zu schießen. Letzterer hatte seinen Gegner vorher in Furcht gesetzt, denn er hatte Otto's Pistolen zum Duell angeboten, und zum Beweise, wie gut sie schossen, mit allen beiden Probeschüsse in Gegenwart Hillers und dessen Secundanten gethan, und jedesmal das bezeichnete Ziel richtig getroffen. Hiller gerieth hier-

über so in Angst, daß er über und über zitterte, und unmöglich seinen Gegner treffen konnte.

Siegreich kehrte hierauf Moosbach mit Otto zur Stadt zurück, und glaubte nicht anders, als den verlohrnen Brief an Julien zu Hause vorzufinden. Aber der Bediente, den er darnach ausgesandt hatte, berichtete ihm, der Brief sei gestern von den Köhlerkindern bei der Mühle gefunden worden, und diese hätten ihn dem jungen Frauenzimmer gegeben, das gestern mit dabei gewesen sei. Moosbach wurde wie vom Donner gerührt, und Otto wollte vor Lachen zerbersten. Was war nun zu thun?

Moosbach konnte durchaus nicht mit sich einig werden, was er machen sollte, denn von Julien konnte er unmöglich eine Antwort auf einen Brief erwarten, in welchem er sich als ein unfehlbares Opfer des Todes, oder, wie Julie glauben mußte, als ein Selbstmörder dargestellt hatte. Otto riß ihn indeß aus seiner Verlegenheit, und sagte, er wolle ihm auch bei seiner närrischen Liebeserklärung als Secundant dienen,

nur bitte er sich dazu unumschränkte Vollmacht aus. Moosbach war damit zufrieden, und so gieng Otto, ohne weiter etwas von seinem Plan zu sagen, geradezu zum Kammerherrn, und kündigte sich als ein Abgesandter Moosbachs an, der für diesen um Julien's Hand werben wolle. Daß Julie dem Grafen nicht abgeneigt sei, hatte der schlaue Freund gestern nur zu gut gesehen, und daß sie über des Grafen Brief nicht zürnen würde, mußte er als Kenner des weiblichen Herzens, nur konnte er nicht wissen, ob der Kammerherr selbst von diesem Brief etwas gesehen habe, und daher gedachte er dessen gar nicht, um nicht etwa Julien zu compromittiren.

Otto wurde vom Kammerherrn sehr gut empfangen, und auf seinen Antrag erhielt er die Antwort, daß dies ganz allein von Julien abhängen, welche der Vater nun herbeiholen ließ. Als diese den Hauptmann Otto sah, wurde sie über und über roth, denn sie glaubte sich nun mit dem Briefe verrathen, von dem sie ihrem Vater kein Wörtchen gesagt hatte. Otto aber ließ sich vom Briefe nichts merken, und blieb

bloß bei der Anwerbung stehen, und bekam denn auch eine bejahende Antwort. Moosbach war nun wie in den Himmel versetzt, als er die günstige Wendung seiner sonderbaren Liebeserklärung vernahm, beide Liebende freuten sich über das Duell, das sie so schnell einander in die Arme geführt hatte, und Julie erzählte dem Grafen insgeheim, daß sie bei Durchlesung seines Briefs in Todesschrecken versetzt worden sei, und geheime Boten über Boten ausgesandt habe, um ihn vom Selbstmord aus Liebe, wie sie sich die Sache vorstellte, abzuhalten, die ihn aber leider nicht hätten ausfindig machen können.

— — —
T h e s e s.

Wenn man Milton's Leben von Johnson liest, so scheint es fast, als ob eine körperliche Züchtigung, die Milton auf der Universität erhalten hatte, der Grund war, warum er sich vorzüglich dem Dichterstande widmete und das verlorne sowohl als wiedergewonnene Paradies schrieb. Wurden also die ersten Eltern aus dem Paradiese hinausgejagt, so wurde Milton dafür wieder hineingeprügelt. Wahrschein-

lich war es ein solcher Grund, warum manche Generale diejenigen Zeitungsschreiber, welche die politischen Nachrichten nicht nach ihrem Kopfe redigirten, durchprügeln ließen: sie wollten sie wohl nicht zu Rittern aber doch zu Homeriden schlagen, damit die Welt auch Prussiaden, Russiaden u. s. w. neben der Iliade zu lesen bekommen möchte.

Ariost wirft den Philologen (NB. seiner Zeit) vor, daß nur wenige unter ihnen sich nicht des Lasters schuldig machten, um dessenwillen Sodom untergieng. Seine Worte sind:

Poco sono Grammatici ed Umanisti
Senza 'l vizio, per cui Dio Sabaoth
Fecce Gomorra e i suoi vicini tristi.

Ein Ariost der gegenwärtigen Zeit möchte ihnen dafür den Vorwurf machen, daß sie über dem Studium der Alten das Studium der Mitwelt versäumen, und wenn sie von letzterer anfangen zu sprechen, nicht wissen, ob sie den Stier beim Schwanz oder bei den Hörnern packen sollen. Jeder Philologe sollte daher wie der Rit:
ter

ter Roland einen guten Freund haben, der ihm eine Flasche voll Verstand aus dem Monde hohlt.

Herr Jacob Wagner sagt in seiner Theodisee, der Hof sei die Staatsperücke des Fürsten, und der Hofmarschall der Friseur, der sie regelmäßig pudert und kämmt. Derselbe Verfasser behauptet ferner in jenem Buche, aller Irrthum sei eine schief gestellte ewige Idee. Könnte man nicht auch sagen, die Philosophie sei eine Nachtmühe, die Herr Wagner verkehrt aufgesetzt habe? Sobald jemand witzig seyn will, dem dieß nicht paßt, so kommt er mir wie jener sechzigjährige Geck Lichtenberg's *) vor, der ein papageigrünes Kleid mit rosenfarbenem Unterfutter und ein Paar Schuhe mit rothen Absätzen trägt, und seine fünf Finger als Exclamationszeichen hinter seiner eigenen Caricatur ausstreckt.

*) Erklärung Hogarth'scher Kupferstiche 4ter Band, S. 123,

Eine artige Sammlung von Wiß würde dann zum Vorschein kommen, wenn man alle die Reime sammelte, welche die Töpfer auf ihren irdenen Tellern und Schüsseln anbringen.

Dieser Teller ist rund,
Deine Nase wiegt ein Pfund

heißt es hier, und in ähnlichem Styl geht es in dieser Teller- und Schüsselgalerie weiter. Da gefallen mir die Chinesen besser, welche auf alle Theekannen ihres unermesslichen Reiches nur ein einziges Lied schreiben, das aber freilich eben so ächt poetisch ist wie die meisten Gedichte der allerneuesten Zeit in Deutschland, und vom verstorbenen Kaiser Kien-Long herrührt, der für einen der besten Dichter seiner Zeit galt. Es ist eine Hymne auf den Thee, und lautet wie folgt:

„Ueber ein lindes Feuer setzt einen dreifüßigen Kessel, dessen Farbe und Korn seinen langen Gebrauch zeigen; füllt ihn mit reinem Schneewasser; kocht es so lange, als es erforderlich seyn würde, um Fische weiß und Krebse roth zu machen; gießt es auf die zarten Blätter von erlesenem Thee in einer Tasse von Porcellan. Laßt

es so lange stehen, bis der Dampf in einer Wolke emporsteigt, und auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend zurückläßt. Trinkt diese köstliche Flüssigkeit, nachdem es euch bequem ist: sie wird die fünf Ursachen des Mißmuths vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, welchen eine so zubereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und empfinden, aber nicht beschreiben.“ Ist dieß auch gleichwohl kein Gedicht, so ist es doch das beste Rezept, das man auf eine Theekanne schreiben kann.

Domenico Beniero giebt die Größe seiner Leiden als Unglücklichliebender so an: „ihrer sind mehr als der Sterne am Himmel, der Vögel in der Luft, der Fische im Wasser, des Wildes in den Wäldern, der Kräuter auf den Wiesen, der Zweige an den Bäumen, der Tage im Jahre, der Stunden im Tage, und der Augenblicke in der Stunde.“ Wenn man auch jedes Stück dieser Unermesslichkeit von Leiden mit 100000 Stück Ducaten bezahlen wollte, so würde doch nicht so viel Geld herauskommen, als nach fol-

gender Angabe. „Man pumpe das Wasser aus dem Meere heraus, und fülle es dafür mit Nähnadeln aus, bis diese der vorigen Meeresoberfläche gleich auf einander liegen, dann nähe man so viele Säcke zusammen, bis alle Nähnadeln entweder zerbrochen sind oder sonst nicht mehr zum Nähen taugen, und fülle diese Säcke mit Goldstücken!“

Unser Zeitalter mag sich mit seinen Unternehmungen immerhin sehr groß dünken, aber wie weit steht es nicht hinter dem Zeitalter Alexanders in Rücksicht auf Künstler zurück? Ich meine den gigantischen Künstler Stesikrates, der sich durch die kühnsten Entwürfe auszeichnete, und Alexandern dem Großen unter andern eine Statue setzen wollte, wie wohl noch keinem König und Helden eine gesetzt worden ist. Er wollte nemlich den Berg Athos in Thracien in eine Statue Alexanders verwandeln, die mit der linken Hand eine Stadt von zehntausend Einwohnern umfassen, mit der rechten aber einen ansehnlichen Strom ins Meer herabgießen

sollte. — Wenn dagegen ja ein großer Gedanke der neuesten Zeit aufgestellt werden könnte, so wäre es der eines Polizeimeisters, der sich anheischig machte, die Alpen in einigen Tagen vom Schnee zu reinigen.

Bekanntmachungen.

Mögliche Entdeckung.

Unsere neuern Dichter pflegen sich bald durch Caffee, bald durch Tabak, bald durch Opium, bald aber auch durch Champagner und angezündetes Rauchwerk (wie z. B. Schiller that) zu begeistern. Einsender dieses hat dagegen eine ungleich wirksamere und doch zugleich wohlfeilere Methode zur Selbstbegeisterung erfunden: sie besteht darin, daß man sich an den Flügel einer Windmühle binden, und eine halbe Viertelstunde lang im Kreise mit herumdrehen läßt. Mehrere, auch an Andern angestellte Proben haben diese Luftschwünge sehr bewährt, und besonders sind Hofspoeten sehr gut dabei weggekommen.

Angebotene Stellen.

Ein junger thätiger Mann, der Kenntnisse in der Populationskunst besitzt und besondere Vorliebe dafür hat, auch 1000 Thaler baar hergeben kann, würde auf einem anmuthigen Landgute, wo zugleich eine kleine Fabrikanlage der Art ist, eine annehmbare Anstellung finden. Das Nähere ist bei der Redaction zu erfragen.

Ausgebotene Sammlung.

Eine der vortrefflichsten und ausgesuchtesten Sammlungen, bestehend in mehr denn tausend Abdrücken der berühmtesten Thurmknöpfe der Hauptstädte Europens in Siegellack und Wachs, die der Besitzer mit vieler Gefahr, Mühe und Kosten überall auf den Thürmen selbst abgedruckt hat, wird hiermit Liebhabern zum Verkauf ausboten.

Cosmopolitischer Vorschlag.

Man trifft beinahe in jeder Stadt naseweise Gelbschnäbel an, z. B. neugebackene Fähdrichs,

Secretärs, frischgestempelte Ladenschwengel und andere junge Laffen von Zierbengeln, welche sich für die ausschließlichen Caressier-Meister ihres Ortes ansehen, und alle bedeutenden Liebesintriguen und Courmachereien zum ausschließlichen Leben erhalten zu haben glauben. Wenn sie dabei still wären, so möchte man diese Arroganz noch verzeihen, aber meistens belästigen sie mit ihren Prahlereien ein ganzes Publikum. Sollte man in dieser Hinsicht nicht die Minnegerichte des Mittelalters wieder einführen, welche alle Unbilden, Vergehen, und Prahlereien der Art hart bestrafen?

Anerbieten.

Denjenigen Stadtpoeten, welche Trauergedichte und Leichen = Carmina zu fertigen haben, und oft vor Angst nicht wissen, was sie dichten sollen, wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen einige Exemplare von Weidling's emblematischen Lob- und Trauerredner hiermit anbiete. Diese wahre Eselsbrücke bankrotter Poeten hilft mit der ewigstrahlenden Venus, mit dem wundervollen, doch unverhohlt ver-

schwundenen Tugendkometen, mit der angenehmen Passionsblume, mit dem im Frühling des Lebens gefallenen Schnee und dem ewig blühenden Tugendklee, mit der liebkosenden und ätzenden Turteltaube, mit der geistlichen Sonnensende und dem in Tugendflammen lebenden Salamander, so daß man dabei alle eigene Erfindungskunst entbehren kann.

Joachim Klappermann,
Antiquarius zu Niklashausen.

Literarische Anzeige.

In den Monatsglossen meiner Ferienreisen Seite 64, bitte ich das Wort Leben in Lehen zu verwandeln, und zu lesen: habe Küche und Schüsseln zum Lehen erhalten. Zur Anzeige dieses Druckfehlers hielt sich verpflichtet

der Verfasser,
Jos. Zipplein.



Wendel, Johann Andreas,

Josua Zipplein's Ferienreisen

Coburg 1812

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941985-4